



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

29. JAHRGANG 1 2000





Walheim, Römerhaus: Kelleranlage im großen römischen Magazinbau. Foto: R. Hajdu, Stuttgart.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. H. G. Brand,
Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart

Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Außenstelle Stuttgart, Baden-Württem-
bergische Bank Stuttgart,
Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie sich
bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kosten-
los bei der Geschäftsstelle
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- | | | | |
|----|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--|------------------|
| 1 | Editorial
Sabine Leutheußer-Holz | | |
| 2 | Denkmalpflege
in Baden-Württemberg 1999
Dieter Planck | | |
| 11 | Wandel von Landschaft und
Siedlungsweise im Bodenseeraum
Frank Ellminger/Hartmut Gollnisch-Moos/
Richard Vogt/Michael Wehrli | | |
| 20 | Untersuchungen zur Heraus-
bildung der hallstattzeitlichen
Siedlung auf der Heuneburg
Siegfried Kurz | | |
| 26 | Späte Kelten
in Südwestdeutschland
Forschungen zum Siedelwesen
der Spätlatènezeit
zwischen Neckar und Oberer Donau
Günther Wieland | | |
| 32 | Topografie
des römischen Walheim
Klaus Kortüm/Johannes Lauber | | |
| 42 | Von der Antike ins Frühmittelalter
Marcus Reuter | | |
| 45 | Forschungen
über alamannische Textilien
Johanna Banck-Burgess | | |
| 50 | Reparatur statt Erneuerung
Der Grüne Turm in Ravensburg
Bruno Siegelin/Ulrich Knapp | | |
| 60 | Rätsel um ein altes Haus
Barbara Baum/Angelika Reiff | | |
| 63 | Das Zentrale Fundarchiv des
Archäologischen Landesmuseums
Eröffnungsansprachen
Dieter Planck
Klaus von Trotha | | Denkmalporträts: |
| 75 | ... und sonntags auf die Alb
Das Stationsgebäude
des ehemaligen Honauer Bahnhofs | | |
| 76 | Die Römer in Heidelberg
Oder: Wie entlüftet man
einen Tunnel? | | |
| 77 | Kiosk mit Klo
Das ehemalige Wartehaus
der Karlsruher Straßenbahn
„Am Entenfang“ | | |
| 77 | Baden-Württembergischer
Archäologiepreis 2000 | | |
| 77 | Ausstellung „75 Jahre Weißenhof-
siedlung Stuttgart“ im Jahre 2002 | | |
| 78 | Personalia | | |
| 79 | Buchbesprechung | | |
| 70 | Wohin mit den Funden?
Auftrag und Anspruch
eines Zentralen Fundarchivs
Siegmar von Schnurbein | | |

Editorial

Sabine Leutheußer-Holz

Wenn Sie das neue Heft der „Denkmalpflege“ in Händen halten, werden Ihnen einige Gestaltungsakzente auffallen, die Sie von den bisherigen Ausgaben nicht kennen. Beim Titelblatt haben sich, trotz deutlicher Kontinuität im Layout, Schrifttype, Bildgröße und Platzierung des Landeswappens geändert. Die größte Neuerung finden Sie im Inneren des Heftes: die farbigen Abbildungen. Schwarzweiß-Bilder wird es auch in Zukunft geben, dort, wo sie sinnvoll bzw. ausreichend sind. Neu gegenüber dem alten Erscheinungsbild sind auch die größere Spaltenbreite des Textes und die so entstehende Marginalspalte am Rand. Überschriften mit Untertiteln und kurzem Einführungstext sollen Ihnen schnellere Orientierung über den vorliegenden Beitrag ermöglichen. Seit dem ersten Erscheinen der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ im Jahre 1972 war die Zeitschrift bis 1991 geprägt durch die strenge Ausrichtung auf den Zwei-Spalten-Text. Ab 1992 wurde dieses System aufgelockert, um vor allem größere Flexibilität bei den Bildformaten zu erreichen. Noch aber waren die Abbildungen grundsätzlich schwarz-weiß. Wir haben nach vielen Gesprächen und Prüfung verschiedenster Gestaltungsvorschläge Elemente aktueller Textgraphik aufgegriffen, um das Nachrichtenblatt lesefreundlicher und abwechslungsreicher zu gestalten.

Hauptthema des vorliegenden Heftes ist die wissenschaftliche Aufarbeitung großer Ausgrabungen der Landesarchäologie, die mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Bonn durchgeführt werden. Da jede archäologische Untersuchung zwangsläufig fast immer die Zerstörung des untersuchten Objektes mit sich bringt, ist die wissenschaftliche Publikation der Ausgrabungen und ihrer Ergebnisse ein wichtiges Ziel für die Archäologische Denkmalpflege. Diese Aufarbeitungen werden innerhalb des Landesdenkmalamtes und oft in Zusammenarbeit z. B. mit Universitätsinstituten durchgeführt. Die folgenden Beiträge geben einen Einblick in unsere zur Zeit von der DFG geförderten Sonderprojekte, die sich in ganz unterschiedlichen Bearbeitungs-

stadien befinden. Wir beginnen mit dem „Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum“, einem Thema, das z.T. an die naturwissenschaftlichen Studien des DFG-Schwerpunktprogramms „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“ anknüpft, das von 1983–1993 durchgeführt werden konnte. Es folgen zwei Untersuchungen zur Entstehung der Heuneburg und der keltischen Fürstensitze sowie zur Spätzeit der keltischen Besiedlung Südwestdeutschlands. Die Aufarbeitung der großen römischen Siedlung in Walheim und die des römischen Gutshofes bei Wurmlingen führen exemplarisch römisches Siedelwesen in seinen vielfältigen Aspekten vor. Ein gerade begonnenes Projekt zur Textilherstellung bei den Alamannen beschließt den Themenzyklus.

Im Sommer letzten Jahres wurde das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums in Rastatt eingeweiht, das nicht zuletzt für die Archäologische Denkmalpflege unseres Hauses eine wichtige Einrichtung darstellt. Wir drucken einen Teil der Eröffnungsansprachen ab, um der Bedeutung dieser Einrichtung für die Arbeit der Landesarchäologie gerecht zu werden.

Aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege berichten wir über die Instandsetzung eines mittelalterlichen, mit glasierten, farbigen Ziegeln gedeckten Turmdaches in Ravensburg. Eine Bauuntersuchung lässt die Geschichte eines Altstadtgebäudes in Weil der Stadt in neuem Lichte erscheinen.

Mit der erstmals erscheinenden Rubrik „Denkmalporträts“ möchten wir Einblick in die Arbeit der Denkmalerfassung geben. Die bewusst kurz gefassten Texte stellen Kulturdenkmale aus allen Bereichen der Denkmalpflege vor. Sie machen die Bandbreite des Denkmalbegriffes deutlich und informieren über die Kriterien der Denkmalbegründung.

Nun wünschen wir Ihnen eine angenehme Lektüre. Es würde uns freuen, Ihre Meinung über das neue Erscheinungsbild des „Nachrichtenblattes“ zu erfahren.



Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1999

Dieter Planck

Ein arbeitsreiches Jahr liegt hinter uns. Die Arbeit für die Denkmalpflege machte Freude, brachte Erfolge, aber auch Rückschläge und Enttäuschungen. Der Jahresrückblick 1998 in dieser Zeitschrift war noch geprägt von der Befürchtung, daß der Denkmalpflege, nicht nur in Baden-Württemberg, sondern in ganz Deutschland strukturelle Veränderungen bevorstünden. Dies ist erfreulicherweise so nicht eingetreten.

So blieb die noch um die Jahreswende 1998/1999 diskutierte Neuregelung der steuerlichen Abschreibung für denkmalpflegerische Maßnahmen unangetastet. Dieses Instrumentarium ist für die Denkmalpflege in ganz Deutschland von grundsätzlicher und weitreichender Bedeutung. Wir hoffen, dass diese steuerlichen Vorteile für Denkmaleigentümer erhalten bleiben werden. Ich appelliere an alle Verantwortlichen in Bund und Ländern, diese steuerliche Abschreibungsmöglichkeit in der jetzt gültigen Form beizubehalten oder aber ganz neue, positive Signale zu setzen, die die Denkmaleigentümer auch in Zukunft motivieren, finanziellen Einsatz für den Erhalt von Geschichtszeugnissen zu erbringen.

Auch die Novellierung des Denkmalschutzgesetzes in Baden-Württemberg, insbesondere die Abschaffung des Devolutiveffektes – wie sie der Ministerpräsident schon beim 7. Landesdenkmaltag 1997 angekündigt hatte – wurde bisher nicht umgesetzt.

Ich denke, alle im Land Baden-Württemberg politisch Verantwortlichen spüren, wie wichtig dieses Regulativ in der Denkmalpflege-Praxis als Ausgleichsfaktor zwischen lokalen und übergeordneten Interessen ist. Immer wieder haben mir Bürgermeister deutlich gemacht, wie sehr sie gerade auf den Devolutiveffekt angewiesen sind, um wichtige denkmalpflegerische Ziele zu verwirklichen. Ich hoffe, dass Politiker erkennen können, dass die ersatzlose Streichung des Devolutiveffektes nicht zum Vorteil für unsere bedeutende baden-württembergische Denkmallandschaft ist. Als sogenannter weicher Standortfaktor ist diese für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes von großer Bedeutung.

Alle in der Denkmalpflege Tätigen handeln in dem Bewußtsein, dass sie öffentliche Verantwortung tragen. Die in der Öffentlichkeit oft als überzogene Forderungen angeprangerten Auflagen der Denkmalpflege stellen sich beim genaueren Hinsehen häufig als dem Denkmalschutz von

anderer Seite zugeschobene Erschwernisse dar. Zu den erfreulichen Entwicklungen zählte auch die Tatsache, dass uns das Jahr 1999 eine gewisse Normalisierung in der finanziellen Ausstattung brachte, dies insbesondere im Zuschußbereich, in der Öffentlichkeitsarbeit, im Gutachter-Wesen der Bau- und Kunstdenkmalpflege, in der Archäologischen Denkmalpflege und in unserem wissenschaftlichen Aufgabenbereich. Wir hegen berechtigte Hoffnung, dass sich diese Entwicklung auch im kommenden Jahr fortsetzt, wenn auch die maßgebliche finanzielle Ausstattung des Jahres 1995 bei weitem noch nicht wieder erreicht ist.

Zu den kritischen Entwicklungen des vergangenen Jahres zähle ich vor allen Dingen das Urteil in Sachen „Rebmann-Haus“ in Gerlingen, Kreis Ludwigsburg, das uns für die Berechnung der Zumutbarkeit bei der Erhaltung von Baudenkmalen vor neue Fragen stellt. Auswirkungen dieses Urteils werden uns zukünftig in den verschiedenen Bereichen des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege beschäftigen.

Personelle Veränderungen

Im personellen Bereich brachte das letzte Jahr zahlreiche Veränderungen. Im Landesdenkmalamt hat ein Generationenwechsel begonnen. Nachdem der Leiter der Außenstelle Karlsruhe, Herr Prof. Dr. Eckart Hannmann, als Chef der Denkmalbehörde nach Hamburg gewechselt war, erlitten wir durch den überraschenden Tod unseres langjährigen Kollegen, des Referenten für Mittelalterarchäologie im Regierungsbezirk Karlsruhe, Herrn Dr. Dietrich Lutz, einen großen Verlust. Mitten aus der Arbeit gerissen, hinterlässt Dr. Lutz eine Lücke, die sicherlich erst nach und nach geschlossen werden kann. Im November ist Dr. Rolf Heiner Behrends, der Leiter des Referates Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe, in den wohlverdienten Ruhestand getreten. Mit Frau Dr. Britta Rabold konnte eine Nachfolgerin mit langjähriger Erfahrung in der praktischen Denkmalpflege berufen werden. Das Gleiche gilt für den Nachfolger von Prof. Hannmann: Herr Dr. Johannes Wilhelm leitet mit Wirkung vom 01. 01. 2000 die Außenstelle Karlsruhe und bringt als erfahrener Denkmalpfleger ebenfalls die besten Voraussetzungen für diese Aufgaben mit.

In diesem Jahr werden wir weitere Kollegen in den Ruhestand verabschieden. Außerdem sind wir mit neuen personellen Einsparungen konfrontiert, die wir in den nächsten drei Jahren erbringen müssen und die die personell schwierige Situation noch zusätzlich verschärfen werden. Der Jahresrückblick 1999 gibt mir Anlass, auf einige wichtige Maßnahmen in den einzelnen Abteilungen unseres Hauses einzugehen.

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Aus dem Bereich der Abteilung I sei auf die gelungenen Bemühungen zur Erhaltung folgender bedeutender Baudenkmale hingewiesen. Die 1134 vom Kloster Lützel im Elsaß gegründete ehem. Zisterzienserabtei Salem im heutigen Bo-

denseekreis zählte zu den bedeutendsten und wohlhabendsten Abteien im deutschen Südwesten. Mit dem Neubau der heutigen Basilika wurde um 1285 begonnen, und bis 1319 wurden Chor, Chorumgang, Querhaus und die drei östlichen Langhausjoche vollendet. Nach einer fast hundertjährigen Baueinstellung konnten die Bauarbeiten an der kreuzförmigen Basilika schließlich 1425 vollständig abgeschlossen werden. Der zu den bedeutendsten Beispielen der hiesigen zisterziensischen Baukunst gehörende Sakralbau stellt aufgrund gravierender Schäden an den Molasse-sandsteinen seit Jahrzehnten ein Sorgenkind der Denkmalpflege dar. Anfang der 90er Jahre wurde das Salemer Münster aufgrund der besonderen und komplexen Schadensproblematik in das „Deutsch-Französische Forschungsprogramm



2 Steinschäden am gotischen Maßwerk der Westfassade.



1 Nordwestansicht der ehemaligen Klosterkirche Salem, 1996.

für die Erhaltung historischer Baudenkmäler“ aufgenommen. Im Jahre 1999 nun konnte endlich an diesem – im Privatbesitz befindlichen – hochrangigen Baudenkmal mit den steinrestauratorischen Erhaltungsmaßnahmen begonnen werden. Die ausschließlich konservierende Behandlung der Steinschäden umfasst im wesentlichen die Hinterfüllung von Schalen, die Rissverklebung und die Festigung der Natursteine. Noch im letzten Jahr wurden die Maßnahmen am Westgiebel abgeschlossen. Für das Jahr 2000 sind die Arbeiten am Ostgiebel des Chores vorgesehen.

Der einstige Saalbau des Gasthauses „Salmen“ in Offenburg (Ortenaukreis) wurde 1805/06 als Erweiterung eines bestehenden barocken Wirtshauses errichtet. Dieser Saalbau mit seinen mächtigen Holzstützen im Erdgeschoss und großem Festsaal im Obergeschoss erlangte als Schauplatz historischer Ereignisse nationale Bedeutung. 1847 versammelten sich hier die „Verfassungsfreunde“ Badens und erhoben jene politischen Forderungen nach bürgerlicher Freiheit, die ein Jahr später auf revolutionärem Wege umgesetzt werden sollten. Von 1875 bis 1940 diente der mit einer Empore ausgestattete „Salmen-saal“ der jüdischen Gemeinde als Synagoge. Die Stadt Offenburg hat 1997 dieses Kulturdenkmal erworben, um es entsprechend seiner herausragenden Bedeutung wieder einer angemessenen öffentlichen Nutzung zuzuführen. Dem Besucher sollen dabei sowohl die historische Dimension dieses Gebäudes als Keimzelle der demokratischen Volksbewegung als auch die der späteren Nutzung als Synagoge erfahrbar bleiben bzw. gemacht werden. Nach Durchführung eines eingeschränkten Wettbewerbes und der 1999 erfolg-

ten Entwurfsüberarbeitung sind nun alle fachlichen Voraussetzungen für die anstehende Restaurierung, Sanierung und Umnutzung des Saalensaales erfüllt.

Mit dem Bau der neuen Residenz unter dem Speyerer Fürstbischof und Kardinal Damian Hugo von Schönborn (1719–43) wurde Bruchsal für den weiteren Verlauf des 18. Jh. zum zweiten Zentrum des Hochstifts Speyer.

Das „Belvedere“ auf dem Steinsberg gehört in die Phase der Komplettierung der Residenzstadt unter Fürstbischof Franz Christoph von Hutten (1743–70). 1756 als Schießhaus durch den Architekten Leonhard Stahl errichtet, zeichnet sich der langgestreckte eingeschossige Bau mit seiner überwölbten, offenen Mittelhalle und seinen pavillonartigen Aufsätzen durch ein Formenrepertoire im chinesischen Stil aus. Dieses bedeutende Bauzeugnis des Rokoko befindet sich als „Kulturdenkmal ohne Nutzung“ im Besitz der Stadt Bruchsal und ist aufgrund gravierender Schäden in seinem Gesamtbestand bedroht. Korrosion an Metallteilen wie Baldachin, Vasen und Geländern sowie Schalenbildungen und Absandungen an den Natursteinen stellen die Schadensschwerpunkte dar. Im Jahr 1999 konnten – unter Einbeziehung des Referats Restaurierung des Landesdenkmalamtes – wesentliche vorbereitende Untersuchungen am Objekt erfolgen, so dass 1999 endlich mit der Konservierung und Restaurierung dieses singulären Kulturdenkmals begonnen werden konnte.

Schloss Bartenstein im Landkreis Schwäbisch Hall zählt zu den bedeutenden Residenzschlössern der hohenlohischen Kulturlandschaft. Der Ausbau der ehemaligen Burganlage zu einem Ba-



3 Historische Aufnahme der Synagoge im „Salmen-saal“, Offenburg.



rockschloss mit zugehöriger Stadtanlage erfolgte ab 1711 nach Plänen des Bamberger Baumeisters Bernhard Schießer. Bestandteil der hochwertig ausgestatteten Dreiflügelanlage ist im Norden die 1716 geweihte ehem. Schloss- und kath. Pfarrkirche St. Philippus.

Bei der im Privatbesitz befindlichen Schlossanlage, die in Teilen museal genutzt wird, war die wertvolle Gesamtsubstanz des Bauwerks vor allem durch instabile Dächer und unkontrollierte Lastabtragungen akut gefährdet.

Von dieser Bedrohung betroffen waren auch ganz wesentlich die stuckierten Räume in den Obergeschossen und das aufwendige Barocktreppenhaus. Die seit 1995 laufenden umfangreichen Sicherungs- und Reparaturarbeiten an den Dachkonstruktionen, an deren Tragwerkselementen und der Dachhaut konnten mittlerweile weitgehend abgeschlossen werden. Im Herbst dieses Jahres, anlässlich der Eröffnung des „Tags des offenen Denkmals“ in Bartenstein, wird das Ergebnis dieser vorbildlichen Instandsetzungsmaßnahme einem größeren Publikum präsentiert werden können.

Im vergangenen Jahr standen dem Landesdenkmalamt für die Bewilligung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen rd. 34,2 Mio DM zur Verfügung. Damit konnten rd. 480 – ausschließlich der Substanzerhaltung dienende – Sanierungsmaßnahmen gefördert und

somit ein wesentlicher Beitrag zur Unterstützung der Eigentümer von Kulturdenkmalen in Baden-Württemberg geleistet werden. Leider mußten auch zahlreiche der eingereichten Zuschussanträge wegen der nur begrenzt zur Verfügung stehenden Fördermittel abgelehnt werden. Das Landesdenkmalamt hofft im kommenden Jahr auf zusätzliche Mittel für die Denkmalpflege aus dem Erlös der Landesanteile der EnBW. Damit wäre es möglich, durch die Schaffung von Sonderprogrammen denkmalpflegerisch besonders bedeutsame Kulturdenkmale, deren Instandsetzung mit normalen Fördermitteln und den Mitteln der Eigentümer kaum finanziert werden können, zu erhalten. Zudem würde ein solches Förderprogramm durch Entlastung der allgemeinen Denkmalpflegemittel auch den vielen Eigentümern kleinerer Kulturdenkmale zugute kommen.

Archäologische Denkmalpflege

Die Archäologische Denkmalpflege hatte nach den doch erheblichen Einschränkungen der Vorjahre im Jahre 1999 wieder Mittel zur Verfügung, um wenigstens die wichtigsten Grabungen im Lande durchführen zu können. Ebenfalls konnten im letzten Jahr einige dringende Neu- und Ersatzbeschaffungen von Grabungsgeräten vorgenommen werden. Dies war notwendig, da in der

4 Das Belvedere auf dem Steinsberg in Bruchsal.

5 Die dreiflügelige Schlossanlage in Bartenstein, rechts der ehemalige Hofgarten.
Foto: O. Braasch, LDA, L 6724/039-01.



6 Blick auf den Mitteltrakt mit Corps de Logis von Schloss Bartenstein.



technischen Entwicklung, z. B. bei der Grabungsdokumentation, in den letzten Jahren weitere Neuerungen auf den Markt gekommen sind, die eine höhere Wirtschaftlichkeit der Grabungsdokumentation erlauben. Die Modernisierung der Grabungsausstattung wird auch in den nächsten Jahren eine vordringliche Aufgabe sein, um mit den modernsten technischen Einrichtungen archäologische Grabungen effektiver und finanziell wirtschaftlicher durchführen zu können. Im Bereich der Archäologischen Denkmalpflege stand vor allen Dingen die Fortsetzung großer laufender Ausgrabungen im Mittelpunkt der Ar-

beitstätigkeit. Diese betrifft größere und kleinere Maßnahmen in den Städten Konstanz, Ladenburg, Ulm und Esslingen, aber auch andere große Grabungen wurden in den verschiedensten Bereichen des Landes Baden-Württemberg durchgeführt.

Im Regierungsbezirk Stuttgart wurden die international beachteten archäologischen Untersuchungen in der großen bandkeramischen Siedlung in Vaihingen/Enz (Landkreis Ludwigsburg) fortgesetzt. Sie erbrachten weitere wichtige Erkenntnisse zur Siedlungsstruktur dieser frühen steinzeitlichen Siedlung. Ebenso Fortsetzung fand

die Grabung in der keltischen Viereckschanze in Nordheim (Kreis Heilbronn), die mit neuen Überraschungen aufwartete und sicherlich noch interessante Einzelbefunde erbringen wird.

Überraschenderweise mussten die archäologischen Untersuchungen in der alamannischen Siedlung in Lauchheim, ebenso die Untersuchungen im römischen Gutshof in Babstadt und Mundelsheim fortgesetzt werden. Neu begonnen wurde eine große Siedlungsgrabung in Heidenheim-Schnaitheim (Gewann „Fürsamen“), wo gut erhaltene Siedlungsreste aus früher und später Keltenzeit, aus der römischen Zeit und aus dem frühen Mittelalter zutage kamen. Die Grabungen wurden durch die Planung einer Landesgartenschau notwendig und werden in den nächsten Jahren fortgesetzt. Schon jetzt sind interessante Befunde herausgekommen, insbesondere ungewöhnliche Grubenhäuser aus der sogenannten späten Latènezeit, ebenso Eisenverhüttungsöfen des 4. Jahrhunderts n.Chr. und gut erhaltene Gebäudegrundrisse der frühen merowingischen Zeit. Insgesamt lassen diese Grabungen wichtige Erkenntnisse für die genannten Epochen erwarten. Auch die weitere Grabung des alamannischen Gräberfeldes von Herrenberg (Kreis Böblingen) ist zu erwähnen, wo im Gewann „Zwerchenberg“ in dieser Grabungskampagne ein sehr interessantes Grab mit einer prägefrischen Goldmünze (solidus) des spätrömischen Kaisers Anthemius (467–472 n.Chr.), zusammen mit zwei goldenen Nadeln gefunden wurde.

Im Regierungsbezirk Karlsruhe stand im Mittelpunkt der Grabungstätigkeit die Fortsetzung der Grabung im gut erhaltenen römischen Gutshof von Enzberg, Stadt Mühlacker (Enzkreis). Die Stadt hat die Absicht, einen Teil der römischen Gutsanlage zu erhalten. Derzeit werden konkrete Planungen erstellt. Eine örtliche Initiative forderte die Erhaltung dieser römischen Anlage. Der Stadtrat von Mühlacker wird darüber befinden.

Auch die schon seit Jahrzehnten durchgeführten stadttarchäologischen Untersuchungen in Ladenburg, dem antiken Lopodunum, wurden 1999 mit wichtigen Ergänzungen zur Topographie dieser römischen Stadt fortgesetzt.



Im Regierungsbezirk Freiburg fanden die großen Siedlungsgrabungen in der römischen Siedlung von Lahr-Dinglingen (Kreis Offenburg), in der frühmittelalterlichen Siedlung von Vörstetten (Kreis Emmendingen) und in der römischen Villa in Heitersheim (Kreis Breisgau-Hochschwarzwald) statt. Die Ausgrabung im römischen Gutshof von Oberndorf-Bochingen (Kreis Rottweil) betrafen in diesem Jahr die Untersuchungen des zweiten umgestürzten Gebäudes, das jedoch leider nicht so gut erhalten war, wie das vor zwei Jahren untersuchte. Trotzdem konnten hier sehr wesentliche Details zur römischen Steinarchitektur erforscht werden.

Im Regierungsbezirk Tübingen wurden die Grabungen im Bereich der großen römischen Stadt Rottenburg (Kreis Tübingen), dem antiken Sumeiocenna, fortgesetzt. Vor allen Dingen im Gewann „Burgfeld“ wurde der erst vor wenigen Jahren neu entdeckte gallorömische Tempelbezirk abschließend untersucht. Verschiedene kleinere Grabungen im Stadtgebiet, so zum Beispiel im Bereich des vor nunmehr 100 Jahren entdeckten Bades I in der Mechthildstraße, erbrachten wichtige Erkenntnisse zur Struktur dieses Gebäudes. Besonders zu erwähnen ist die Untersuchung einer späthallstattzeitlichen Siedlung im Stadtgebiet von Rottenburg, die ungewöhnlich gut erhalten war. Ebenso Fortsetzung fanden die archäologischen Untersuchungen auf dem Ennetacher Berg bei Mengen-Ennetach (Kreis Sigmaringen). Die Grabungen gelten dem neu entdeckten römischen Kastell und einer bronzezeitlichen Befestigung.

Ein wichtiger Schwerpunkt für die zukünftige Arbeit der archäologischen Denkmalpflege im Regierungsbezirk Tübingen dürften die großflächigen Untersuchungen der Außensiedlung der Heuneburg sein, die durch eine intensive landwirtschaftliche Nutzung sehr gefährdet ist. Außerdem hat im Umfeld der Heuneburg – mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft – die Erforschung des hallstattzeitlichen Siedlungsraumes begonnen. Ich denke, damit wird ein neuer Abschnitt in der Erforschung der Heuneburg und ihrer Umgebung eingeleitet.

Auf dem Gebiet der Stadtarchäologie fanden umfangreiche Grabungen im Stadtgebiet von Ulm statt. Zunächst stand der Abschluss der Untersuchungen des Areals beim „Grünen Hof“ an, ebenso eine kleinere Untersuchung unmittelbar am Ulmer Münster. In der Festgasse, wo die Stadt Ulm eine Stadtbibliothek einrichten wird, wurde mit der großen Siedlungsgrabung neben dem Rathaus begonnen, wo umfangreiche Steingebäude aufgedeckt wurden, die bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Die im Bereich des Anwesens „Schwörhausgasse 3“ enthaltene histori-



8 Herrenberg, Gräberfeld Zwerchenberg: spät-römische Goldmünze des Kaisers Anthemius und zwei Goldnadeln aus dem Frauengrab 291.

7 Keltische Viereckschanze in Flur „Bruchhöhe“ bei Nordheim: Quadratischer Brunnenschacht (1,5 x 1,3 m) in 13,5 m Tiefe. Die Ausgrabungsstelle des Schachtes ist durch den grauweißen Betonring (innerer Durchmesser 2,2 m) umschlossen und geschützt.



9 Mühlacker-Enzberg. Übersichtsaufnahme des Hauptgebäudes der römischen Anlage.

10 Römischer Vicus in Lahr- Dinglingen. Grabungsfläche mit zwei Brunnen, die reiches botanisches Material lieferten. Die Grabung ist mit einem Verbau aus eisernen Kanaldielen gegen das Grundwasser geschützt.

sche Garnsiede stellt ein einmaliges mittelalterliches Kulturdenkmal dar und soll nach erfolgter Ausgrabung für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Befunde zeigen einmal mehr die hervorragende Bedeutung der mittelalterlichen Stadt Ulm und der hier noch im Boden befindlichen archäologischen Befunde, die wichtige Erkenntnisse für die frühe Stadtentwicklung dieser bedeutenden mittelalterlichen Stadt erbringen.

Im Bereich der Mittelalterarchäologie wurde die Grabung am Kloster Gnadental im Landkreis Schwäbisch Hall abgeschlossen. Hier sind umfangreiche Auswertungsarbeiten – unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Bauforschung – im Gange.

Wie schon in den vergangenen Jahren wurden vom Referat Unterwasserarchäologie wieder Tauchgrabungen im beschränkten Umfang in der Bucht von Sipplingen (Bodenseekreis) durchgeführt. Sie werden auch noch im Winterhalbjahr

1999/2000 fortgesetzt. In Bad Buchau (Kreis Biberach) konnte die Grabung im Gewann „Torwiesen“ fortgeführt werden. Vor allen Dingen betraf die diesjährige Grabungskampagne gut erhaltene Hausgrundrisse der sogenannten „Horgener Kultur“. Auch die weitere Untersuchung in der hallstattzeitlichen Siedlung im Gewann „Bruckwiesen“ erbrachte neue Erkenntnisse. Zum ersten Mal erhielten wir Einblick in eine Feuchtbodensiedlung der frühen Kelten. Die diesjährige Grabung zeigte zu unserer großen Überraschung, dass es sich bei dieser Fundstelle nicht um Siedlungen im herkömmlichen Sinn handelt, sondern um Fischereianlagen mit komplizierten Reusensystemen, die nur zu ganz bestimmten Jahreszeiten aufgesucht wurden. Die Interpretation dieser Fundstelle im weiteren Vorfeld der Heuneburg könnte außerordentlich interessante Ergebnisse erbringen.

Inventarisaton

Im Bereich der Abteilung III ist aus dem Referat Inventarisaton Folgendes zu berichten. Im Mittelpunkt der Arbeit stand die Listeninventarisaton nach der Methode des ersten Erfassungsschrittes mit dem Ziel, so schnell wie möglich einen flächendeckenden Überblick über die Kulturdenkmale des Landes zu erhalten. Der Fortschritt dieser Arbeiten erlaubt es bereits, Planungen für den zweiten Erfassungsschritt verstärkt voranzutreiben. Die dabei erzielten Ergebnisse sollen in die „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“ münden. Konzeptionelle Überlegungen und Arbeiten an der Durchführung sind soweit gediehen, dass in Jahresfrist mit der Publikation des ersten Bandes der Denkmaltopographie zu Staufen und dem Münstertal gerechnet werden kann.

Ich betrachte die „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“ als ein wichtiges Instrumentarium der Öffentlichkeitsarbeit. Gerade in dieser Publikation, die von unseren Inventarisatorinnen und Inventarisatoren erarbeitet wird, stellt die Denkmalpflege, für jedermann nachvollziehbar, die Gründe für eine Einstufung des Objekts als Kulturdenkmal dar. Ich hoffe, dass weitere solche Topographien nach und nach erarbeitet werden können; ein Aufgabenbereich, den ich für die Inventarisaton als zukunftsweisend erachte.

Das Projekt „Thesaurus Denkmalpflege Baden-Württemberg“ (BWThes) konnte nach mehrjähriger Tätigkeit beendet werden. Ein Werk von über 6 000 Stichworten ist verfügbar und bildet eine wichtige Grundlage für die Eingabe von Daten zu Kulturdenkmalen in die Datenbank des Landesdenkmalamtes (Allgemeine Denkmaldatenbank), die Informationen zu sämtlichen Kulturdenkmalen des Landes aufnehmen wird.

Das im Jahre 2000 auslaufende Projekt „Erfassung und Bewertung von beweglichen Kulturdenkmälern“ hat die Beschäftigung mit dieser Art von Denkmälern auf eine neue fachliche Grundlage gestellt. Zugleich wurde der Blick auf das Zubehör von Kulturdenkmälern, deren Erfassung und Bewertung gelenkt, und die Notwendigkeit deutlich, sich mehr als bisher damit zu beschäftigen. Dieser Aufgabenbereich war Schwerpunktthema des dritten Heftes unserer Zeitschrift im Jahre 1999.

Im zu Ende gegangenen Jahr konnte der zweite Teil des Projekts „Inventarisierung jüdischer Friedhöfe in Baden-Württemberg“ begonnen werden. Ziel ist es, innerhalb der nächsten fünf Jahre alle bisher noch nicht erfassten historischen Grabsteine Baden-Württembergs zu inventarisieren. Dabei ist der Landesteil Württemberg fast vollständig aufgenommen. Schwerpunkt wird für diesen zweiten Abschnitt die Erfassung der jüdischen Friedhöfe im ehemaligen badischen Landesteil sein.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1999 wurde die Dokumentation von Kleindenkmälern in ein Pilotprojekt eingebracht. Auf Initiative des Schwäbischen Heimatbundes konnten der Schwäbische Heimatbund, der Schwäbische Albverein, der Schwarzwaldverein und das Landesdenkmalamt eine Vereinbarung ausarbeiten, um in einem ersten, auf vier Jahre befristeten Projekt in verschiedenen Landesteilen Baden-Württembergs die Kleindenkmäler zu erfassen – ein Bereich der bisher innerhalb der Inventarisierung aufgrund ande-



12 Untersuchung der historischen Garnsiede im Haus Schwörhausgasse 3 in Ulm.

rer Prioritäten nicht flächendeckend bearbeitet werden konnte. Jeder, der sich mit dem Thema „Kleindenkmäler“ beschäftigt, weiß, dass es gerade in Südwestdeutschland einen sehr großen Bestand gibt. An der Erfassung werden sich viele Freiwillige der genannten Vereinigungen und weiterer Vereine, wie z. B. die Gesellschaft für die Erfassung von Kleindenkmälern (GEK) und die Badische Heimat, beteiligen.

Die Insel Reichenau – Vorschlag des Landes Baden-Württemberg für die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO

Die Vorbereitung der Eintragungen verschiedener Denkmäler im Lande Baden-Württemberg in die Liste des Weltkulturerbes hat uns im Jahre 1999 zusätzlich beschäftigt. Im Vordergrund stand die termingerechte Ausarbeitung des Antrages, die Insel Reichenau mit ihren einmaligen Kirchen als Weltkulturerbe im Jahre 2000 einzutragen. Von der Außenstelle Freiburg wurde dazu eine umfangreiche Dokumentation ausgearbeitet, die der Wirtschaftsminister des Landes, Dr. Walter Döring MdL, über das Außenministerium an das UNESCO-Weltkulturerbe in Paris einreichen konnte. Weitere Anträge werden derzeit vorbereitet. Baden-Württemberg ist federführend bei der Vorbereitung zur Eintragung des obergermanisch-rätischen Limes in die Liste des Weltkulturerbes im Jahre 2004. Zusammen mit den Ländern Rheinland-Pfalz, Hessen und Bayern wird Baden-Württemberg eine umfangreiche Dokumentation der über 500 km langen Limesstrecke erarbeiten. Für den Antrag zur Aufnahme der Altstadt von Heidelberg in die Liste des Weltkulturerbes wurden zusammen mit der Stadt Heidelberg erste Vorarbeiten getätigt.

11 Bei den Ausgrabungen in Rottenburg-Siebenlinden wurde ein kleineres endjungsteinzeitliches Gräberfeld mit Hockerbestattungen entdeckt.



13 Freilegung einer eisenzeitlichen Fischerhütte im Federseemoor bei Oggelshausen mit den Resten einer vermutlichen Reusenanlage für den Fischfang.



Tagungen

Die Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung fand in diesem Jahr in Ravensburg statt. Sie stand unter dem Thema „Ausstattung“. Die Inventarisierung des Landesdenkmalamtes konnte bei dieser Tagung wesentlich mitwirken, durch eine Reihe von Vorträgen, durch die Ausstellung „Wohnen im historischen Ellwangen“ und die Erarbeitung eines Heftes unserer Zeitschrift, das ganz dem Thema „bewegliche Kulturdenkmale und Zubehör“ gewidmet ist.

Im Mittelpunkt der Öffentlichkeitsarbeit im vergangenen Jahr stand der 8. Landesdenkmaltag, den wir am 29. und 30. Juni in Bad Säckingen durchführen konnten. Wir freuen uns, dass die Vorträge inzwischen in unserer Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ (Heft 4/1999) erschienen sind. Diese Veranstaltung, die vor allem die Partner der Denkmalpflege ansprechen möchte, stand in diesem Jahr unter dem Thema „Denkmalpflege als Wirtschaftsfaktor“. Es wurde deutlich, dass die Denkmalpflege als wichtiger Auftraggeber einen hohen Stellenwert in der Förderung des Mittelstandes und des Handwerks einnimmt. Als weicher Standortfaktor spielen – heute mehr denn je – unsere Kulturdenkmäler und ihre Erhaltung eine wichtige Rolle für den Tourismus des Landes Baden-Württemberg.

Wenn in diesen Tagen die Landesregierung vermehrt für das Land Baden-Württemberg wirbt, so müßte eigentlich auch die Denkmalpflege in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben werden; denn sie verwaltet einen überaus wertvollen Bestand an Kulturdenkmälern aus allen Epochen der Landesgeschichte, die unserem Land ein unverwechselbares Image geben. Das Landesdenkmalamt hat die Aufgabe, für die Erhaltung dieses kostbaren Schatzes einzutreten. Ich denke, dass alle politisch Verantwortlichen erkennen müssen, dass ohne eine systematisch betriebene Denkmalpflege Baden-Württemberg sehr schnell an touristischer Qualität verliert. So konnten wir z. B. im vergangenen Sommer – nach mehrjährigen Restaurierungsarbeiten – Burg Lichtenstein, eines der viel besuchten Kulturdenkmale in unserem Lande, wieder eröffnen.

Prof. Dr. Dieter Planck
Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart

Auch der „Tag des offenen Denkmals“, der im September in Schloss Meßkirch eröffnet wurde, war wieder eine herausragende und im Lande vielbeachtete Großveranstaltung für die Denkmalpflege. Viele archäologische Ausgrabungen, Bau- und Kunstdenkmale im Lande konnten an diesem Tag unter fachkundiger Erläuterung interessierten Bürgerinnen und Bürgern präsentiert werden. In diesem Jahr werden wir den „Tag des offenen Denkmals“ am 9. 9. 2000 voraussichtlich auf Schloss Bartenstein im Kreis Schwäbisch Hall eröffnen.

Öffentlichkeitsarbeit

Ohne die Vermittlung unserer Aufgaben und Ziele an eine breite Öffentlichkeit können wir von unseren Partnern „draußen“ wenig Verständnis erwarten. Dies wird leider immer noch zu wenig gesehen. Unsere Arbeit vor Ort muss von einer informativen Öffentlichkeitsarbeit begleitet werden. Die Öffentlichkeit hat Anspruch auf die Darstellung unserer Ziele und Ergebnisse. Denkmalpflegerische Konzepte müssen so dargestellt werden, dass sie nachvollziehbar sind. Ein Bemühen um Transparenz wird unserer Arbeit letztlich wieder zugutekommen. Zahlreiche Publikationen, die wir auch in diesem Jahr wieder planen, werden uns dabei behilflich sein.

Das Landesdenkmalamt auf der Landesgartenschau 2000 in Singen

Zum Abschluss und als Ausblick auf eine unserer wichtigsten Aktivitäten im Jahr 2000 möchte ich die Beteiligung des Landesdenkmalamtes bei der Landesgartenschau in Singen nennen. Zum ersten Mal werden wir über die gesamte Dauer einer Gartenschau – von April bis Oktober – präsent sein. Anlass war die Entdeckung einer archäologischen Fundstätte mitten im Gartenschauengelände. Daraus entwickelte sich in Gesprächen mit den Verantwortlichen die Idee, in einem eigenen großen Zelt Aufgaben und Ziele der Denkmalpflege zu vermitteln. Durch Texttafeln, durch Exponate und vor allen Dingen durch ein umfangreiches Programm an besonderen Aktivitäten werden die Besucher der Gartenschau über die Arbeit der baden-württembergischen Denkmalpflege informiert. Ich hoffe, dass diese Aktion einen gelungenen Auftakt im neuen Jahrhundert darstellt.

Zum Schluss bleibt mir, allen Partnern der Denkmalpflege sehr herzlich für die letztjährige Zusammenarbeit Dank zu sagen. Nur durch gemeinsames Handeln können wir den reichen Bestand unserer Denkmallandschaft auch für die Zukunft sichern.

Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum

Ein grenzüberschreitendes Projekt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Arbeitsstelle Hemmenhofen, des Naturmuseums Frauenfeld (Schweiz) und der Kantonsarchäologie Thurgau im interdisziplinären DFG-Schwerpunktprogramm „Wandel der Geo-Biosphäre“.

Frank Ellminger / Hartmut Gollnisch-Moos / Richard Vogt / Michael Wehrli

Seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist seit dem Jahre 1994 ein Schwerpunktprogramm aufgelegt worden, das vorwiegend geowissenschaftlich ausgerichtet ist. Das Programm, das im September 2000 seinen Abschluss finden wird, stellt einen Beitrag zum Kernprojekt ‚PAGES‘ (Past Global Changes) des Internationalen Geosphären-Biosphären Programms (IGBP) dar (Abb. 2). Das Ziel ist, den „Wandel der Geo-/Biosphäre während den letzten 15000 Jahren“ anhand der Entwicklung terrestrischer Ökosysteme zu untersuchen. Als Archive für die unterschiedlichen Untersuchungsansätze dienen u.a. laminierte Seesedimente, Sedimente in Beckenzonen, Talauen- sowie Küstensedimente, Moore, Böden und Höhlensinter. Dabei sollen vorzugsweise drei Zeitspannen genauer beleuchtet werden:

– Zeitscheibe I: Der Übergang von der letzten Eiszeit zur Nacheiszeit (ca. 12000–10000 vor heute).

– Zeitscheibe II: Das nacheiszeitliche Wärmeoptimum mit dem Beginn des Ackerbaus in Mitteleuropa (ca. 8000–6000 vor heute).

– Zeitscheibe III: Der Zeitraum der beginnenden intensiven Nutzung des Naturraumes durch den Menschen (ca. 3500–1500 vor heute).

Unter diesen Rahmenbedingungen werden derzeit in ganz Deutschland 40 am Schwerpunkt beteiligte Projektgruppen unterschiedlicher Institutionen gefördert. Der Koordinator des Programms ist Prof. Dr. W. Andres vom Institut für Physische Geographie der J. W. Goethe-Universität Frankfurt/M.

Durch die Antragsteller Dr. H. Schlichtherle, Dr. A. Hasenfratz und Dr. A. Schläfli wurde unter diesem gemeinsamen Dach im Alpenvorland ein Projekt initiiert, das sowohl durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft als auch durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert wird und in der Zeitscheibe III angesiedelt ist. Innerhalb der interdisziplinär tätigen Arbeitsgruppe, die zu-



1 Luftbild Nussbaumer See (Ansicht von Westen). Zu erkennen ist die am südlichen Ufer gelegene Halbinsel mit dem spätbronze-/früheisenzeitlichen Siedlungsplatz Uerschhausen-Horn.

gleich eine grenzüberschreitende Kooperation bildet zwischen dem Referat „Feuchtbodenarchäologie“ des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg in der Arbeitsstelle Hemmenhofen am Bodensee und dem Amt für Archäologie sowie dem Naturmuseum, beide Frauenfeld, Kanton Thurgau in der Schweiz, soll der Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Übergang vom Subboreal zum Subatlantikum bzw. von der Bronze- zur Eisenzeit (ca. 800 v.Chr.) im westlichen Bodenseeraum näher beleuchtet werden. Hierbei konnte auf umfangreiche, langjährige Vorarbeiten in Zusammenhang mit anderen Projekten aufgebaut werden: genannt seien das Schwerpunktprogramm „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“, bei dem Mensch-Umwelt-Interaktionen am Beispiel einer jungneolithischen Seeufersiedlung am Bodensee und einer früh- und mittelbronzezeitlichen Feuchtbodensiedlung am Federsee untersucht worden sind. Auf Schweizer Seite konnte auf das mit Hilfe von Bundesgeldern finanzierte Siedlungsforschungsprojekt Uerschhausen-Horn zurückgegriffen werden. Als Untersuchungsfelder des hier vorgestellten Projekts wurden die Umgebungen von bestimmten archäologischen Stationen am Bodensee-Untersee (Horn, Markelfinger Winkel und Insel Reichenau) und am Nussbaumer See (Uerschhausen-Horn, Thurgau) ausgewählt (Abb. 3). Mit Hilfe der Sedimentologie (F. Ellminger), der Pollenanalyse (M. Wehrli, früher J. N. Haas), der Bodenkunde (R. Vogt), der Archäologie (H. Gollnisch-Moos und B. Dieckmann) sowie der Dendrochronologie (A. Billam-

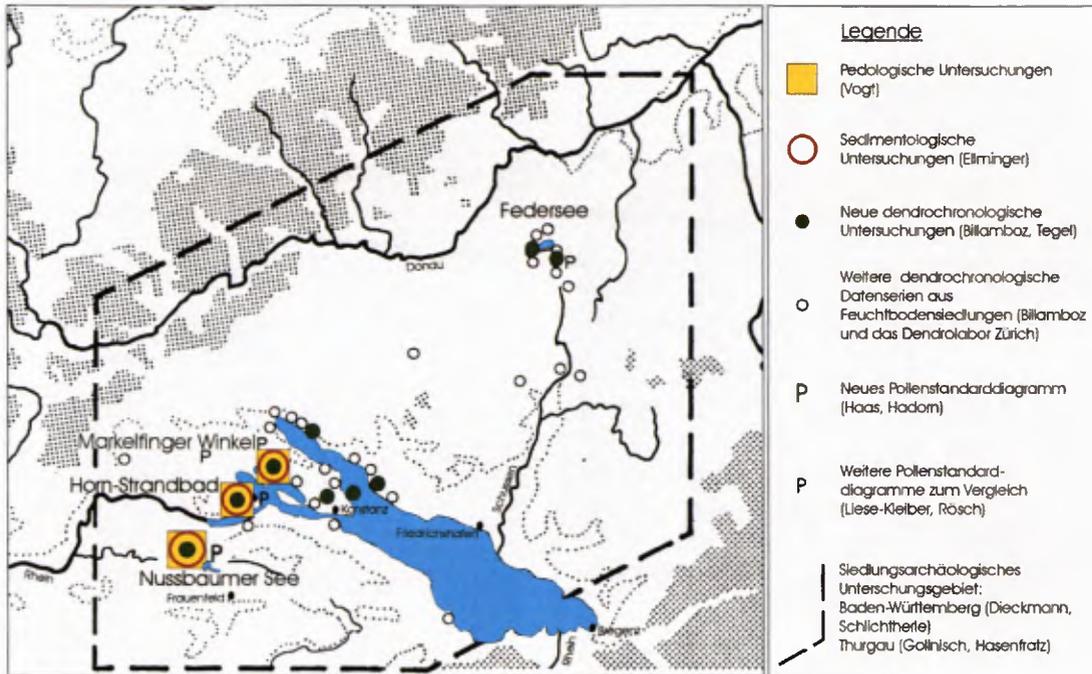
boz) sollen die natürlich und anthropogen bedingten Veränderungen an den beiden Seen erforscht werden.

Dendrochronologie – verschiedene Holzarten im Vergleich

Mit der Dendrochronologie und deren Fällungsdaten werden Fixpunkte zur Siedlungstätigkeit und dadurch genaue Zeitmarken für die begleitenden Naturereignisse gesetzt. Über die chronologischen Aspekte hinaus sind die Jahrringbefunde außerdem als Träger indirekter Informationen zur Frage der Beziehung zwischen Klimaentwicklung, Umweltveränderung und Siedlungsverhalten zu bewerten. Diesem Vorhaben liegt die im dendrochronologischen Jargon so genannte Heterokonnexion zugrunde, die auf der Synchronisierung bzw. Verknüpfung von Jahrringchronologien verschiedener Holzarten beruht. Für eine bessere Differenzierung der lokalen und überregionalen Faktoren, die zugleich das Baumwachstum und die natürlichen Lebensbedingungen der prähistorischen Siedler beeinflusst haben können, werden gezielt Holzarten der zonalen und azonalen Vegetation untersucht. Zu den vorhandenen, regionalen Eichenchronologien konnten so inzwischen Teilchronologien für Buche, Erle, Esche, Moorkiefer und Tanne zusammengestellt werden, wobei die Messreihen des Federseegebietes zur Bereicherung der Datenbasis in den Vergleich mit einbezogen und die entsprechenden Jahrring- und Siedlungsbefunde als Pendant der Auswertung gegenübergestellt werden.

2 Beziehungen des DFG-Schwerpunktprogramms „Wandel der Geo-Biosphäre“ zu nationalen und internationalen Forschungsprogrammen.

IGBP International Geosphere Biosphere Programm Core Projects PAGES Past Global Change JGOFS Joint Global Ocean Flux Study LOICZ Land-Ocean Interactions in the Coastal Zone IGAC International Global Atmospheric Chemistry GCTE Global Change and Terrestrial Ecosystems BAHC Biospheric Aspects of the Hydrological Cycle GLOBEC Global Ocean Ecosystem Dynamics LUCC Land-Use and Land-Cover Change	Ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft als Beitrag zum Kernprojekt PAGES von IGBP Wandel der Geo-Biosphäre während der letzten 15000 Jahre September 1994 - September 2000, Koordinator: Prof. Dr. W. Andres <table border="1" style="width: 100%;"> <tr> <th style="background-color: #e0f0e0;">Zeitscheibe I</th> <th style="background-color: #e0f0e0;">Zeitscheibe II</th> <th style="background-color: #e0f0e0;">Zeitscheibe III</th> </tr> <tr> <td>Übergang der Eiszeit zum Postglazial ca 12000 - 10000 BP</td> <td>Postglaziales Wärmeoptimum ca 8000 - 6000 BP</td> <td>Beginn der intensiven Naturraumnutzung 3500 - 1500 BP</td> </tr> </table> Teilprojekt (von Schweizerischen National Fonds cofinanziert) Wandel von Landschaft und Siedlungsweise am Übergang vom Subboreal zum Subatlantikum im Bodenseeraum Antragsteller A. Hasenfratz, H. Schlichtherle, H. Geisser (früher A. Schläfli) <table border="1" style="width: 100%; margin-top: 10px;"> <tr> <td style="background-color: #e0f0e0;">Dendrochronologie A. Billamboz W. Tegel</td> <td style="background-color: #e0f0e0;">Archäologie H. Gollnisch B. Dieckmann</td> <td style="background-color: #e0f0e0;">Pollenanalyse M. Wehrli (früher J.N. Haas)</td> </tr> <tr> <td style="background-color: #e0f0e0;">Sedimentologie F. Ellminger</td> <td></td> <td style="background-color: #e0f0e0;">Bodenkunde R. Vogt</td> </tr> </table>	Zeitscheibe I	Zeitscheibe II	Zeitscheibe III	Übergang der Eiszeit zum Postglazial ca 12000 - 10000 BP	Postglaziales Wärmeoptimum ca 8000 - 6000 BP	Beginn der intensiven Naturraumnutzung 3500 - 1500 BP	Dendrochronologie A. Billamboz W. Tegel	Archäologie H. Gollnisch B. Dieckmann	Pollenanalyse M. Wehrli (früher J.N. Haas)	Sedimentologie F. Ellminger		Bodenkunde R. Vogt
Zeitscheibe I	Zeitscheibe II	Zeitscheibe III											
Übergang der Eiszeit zum Postglazial ca 12000 - 10000 BP	Postglaziales Wärmeoptimum ca 8000 - 6000 BP	Beginn der intensiven Naturraumnutzung 3500 - 1500 BP											
Dendrochronologie A. Billamboz W. Tegel	Archäologie H. Gollnisch B. Dieckmann	Pollenanalyse M. Wehrli (früher J.N. Haas)											
Sedimentologie F. Ellminger		Bodenkunde R. Vogt											



3 Untersuchungsgebiete im Projekt „Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Übergang vom Subboreal zum Subatlantikum im Boden-seeraum“.

Die in den Jahresringen enthaltenen Informationen sind vielschichtig und können mit verschiedenen Ansätzen beleuchtet werden (vgl. Nachrichtenblatt 2, 1999, S. 68). Mit Hilfe der dendrotypologischen Analyse ist es möglich, die Hölzer nach Altersklassen und Zuwachsraten zu sortieren und dadurch die Struktur und Entwicklung der genutzten Waldbestände im Zuge der Besiedlung zu erfassen. Dafür werden größere datierte Probenserien benötigt, die zum derzeitigen Stand der Forschung vor allem für die Eiche vorliegen. Diese Entwicklung zeichnet sich unter schwankendem Siedlungsdruck durch eine Abfolge von Rodungs-, Stockwald- und Auslichtungsphasen mit anschließender Wiederbewaldung aus.

Weitere Möglichkeiten ergeben sich aus der Wuchstrendanalyse, welche die lang- und mittelfristigen Schwankungen des Baumwachstums und deren klimatische Ursachen wiedergeben. Als Musterbeispiel ist hier eine lang anhaltende Zuwachsdepression bei Buchen aus dem Federseegebiet zwischen 850 und 750 v.Chr am Übergang zwischen Subboreal und Subatlantikum zu nennen. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Festlegung von markanten Einzeljahren im Kalender, die aufgrund gemeinsamer Beobachtungen quantitativ erarbeitet werden können. Während gehäufte Markjahre auf synchronen Wuchsbeginn und Verjüngung schließen lassen, wird die Intensität der Siedlungstätigkeit durch die ähnliche Verteilung von Schlagdaten zum Ausdruck gebracht. Mit demselben Prinzip werden die so genannten Weiserjahre als kurzfristige, charakteristische Schwankungen des Baumwachstums in einer Art Chronik registriert und je nach Prägung als Ergebnis von Witterungsereig-

nissen oder biotischer Störfaktoren interpretiert. In dieser Hinsicht sei auf die ersten Auswertungen von Holzarten aus den Feuchtgebieten wie Erle und Moorkiefer, die durch abrupte Zuwachsdepressionen und sogar Jahrringausfälle die Anhebung des Grundwassers anzeigen und dadurch auf ungünstige Zeiten für die menschliche Besiedlung in den feuchten Gebieten schließen lassen, verwiesen.

Die archäologischen Fundplätze Uerschhausen-Horn und Horn-Strandbad

Die auf einer Halbinsel gelegene, spätestbronze- und früheisenzeitliche Siedlung Uerschhausen-Horn am Nussbaumer See wurde zwischen 1985 und 1990 ausgegraben (Abb. 1). Die ursprünglich etwa 1 ha große und 100 Häuser umfassende Siedlung lag zum überwiegenden Teil auf Anmoor- und Moorböden, zu einem kleineren Teil aber auch auf Mineralböden. Dies hatte vor allem Konsequenzen für die Bauweise der Hausböden. Sie bestanden generell aus einem mehr oder weniger dicken Lehmestrich, der je nach Baugrund noch mit speziellen hölzernen Unterbauten oder internen Holzarmierungen versehen war. Die den Lehmestrich einfassenden Holzreste belegen eine überwiegend ebenerdige Bauweise, jedoch fanden sich auch partielle oder vollständige Unterzugs-Plattformen, die etwa um die Dicke eines Baumstammes vom Baugrund abgehoben waren. Die Grundrissgrößen der Häuser lagen meist zwischen 2–3 x 3–4 m, die größten Bauten erreichten eine Grundfläche von 4 x 6 m. An manchen gut erhaltenen bzw. verbrannten Häusern konnten noch Reste von Wand- und Dachteilen beobachtet werden, welche eine Re-



4 Verschwemmte Bauhölzer am Siedlungsrand der Station Uerschhausen-Horn. Im Vordergrund sind Reste von Seekreide (hell) zu erkennen.

konstruktion im Sinne von Block- und Bohlenständerbauten mit Schindeldächern erlauben. Insgesamt gelang erhaltungsbedingt nur an wenigen Häusern eine dendrochronologische Datierung, welche einen Siedlungsbeginn zwischen 870 und 850 v.Chr. andeutet. In den letzten beiden Grabungsjahren wurde der Siedlungsrandbereich untersucht, wobei Hunderte von sehr gut erhaltenen, allerdings verschwemmten Bauhölzern freigelegt werden konnten (Abb. 4). Die dendrochronologischen Untersuchungen ergaben hier sowohl spätbronze- als auch früheisenzeitliche (2. Hälfte 7. Jh. v.Chr.) Datierungen. Die archäologische Auswertung der Siedlung ist mittlerweile abgeschlossen und publiziert. Unter anderem gelang die Erarbeitung einer relativ-chronologischen Abfolge der Siedlungsentwicklung, welche eine Abhängigkeit zum Klimatrend im Sinne einer Standortvernässung/Seespiegelan-

stieg (Transgression) nahe legt. Zusammen mit botanischen Untersuchungen des Torfes durch U. Maier konnte bereits während und nicht erst nach der Besiedlung (ca. 860–800 v.Chr.) eine zunehmende Vernässung des Baugrundes belegt werden. Die Siedler ergriffen zunächst Gegenmaßnahmen in Form mehrerer seeseitiger Wasserbarrieren aus Stein und Holz. Der immer feuchter und weicher werdende Baugrund beeinträchtigte die Standfestigkeit der Häuser, was sich an den mehrfach nachgewiesenen Reparatur- und Erneuerungsarbeiten abzeichnet. Vermutlich in Zusammenhang weiterer, ökonomischer Faktoren (Ernterückgang, Bauholzverknappung) wurde die Siedlung schließlich sukzessive geräumt.

Die Ursache für die hydrologischen Veränderungen im Umfeld der Siedlung können zum einen an starken Umwelteingriffen (Waldrodung, Auflichtung, Ackerbau), zum anderen an erhöhten Sommerniederschlägen, wie es die Ergebnisse der alpinen Gletscherforschung für diese Zeit andeuten, gelegen haben.

Die genaue Datierung dieser Veränderungen wird zurzeit mit Hilfe dendrochronologischer Untersuchungen an zahlreichen verschwemmten Bauhölzern aus Erle versucht. Durch die Datierung einer erneuten Siedlungstätigkeit im 7. Jh. v.Chr. kann der Höhepunkt der Transgressionsphase möglicherweise auf den Zeitraum zwischen 800 und 650 v.Chr. eingengt werden. Nach den bisherigen Untersuchungen des früh-eisenzeitlichen Baugrundes herrschten am Siedlungsstandort aber immer noch relativ feuchte Verhältnisse, weshalb die Baustrukturen jetzt abgehoben konstruiert wurden. Besonders interessant ist die Beobachtung, dass nach der Besiedlung im Zeitraum zwischen ca. 600 und 250 v. Chr. eine erneute Transgressionsphase nachzuweisen ist, welche bisher an anderen Feuchtbodensiedlungen mit Ausnahme der eisenzeitlichen Fundstelle Oggelshausen am Federsee erhaltungsbedingt nicht (mehr) erfasst werden konnten. Hier besteht also die Möglichkeit, die Transgressionsgeschichte bzw. die Klimaveränderung während der gesamten Eisenzeit zu erforschen. Am Bodenseeufer bei Horn ergab eine im Spätherbst 1996 geöffnete Sondagegrube, primär zur Gewinnung pedologischen Untersuchungsmaterials angelegt, eine wesentliche Bereicherung im archäologischen Fundspektrum gegenüber der Erstuntersuchung von 1993. Neben kleinteiligen Keramikfragmenten und Silexabschlägen, die bis zur endgültigen Fundbewertung zunächst in das Jungneolithikum zu stellen sind, wurde ein knapp 1 m tiefer Spitzgraben angeschnitten, der aufgrund seines Fundgutes (Fragment einer Spiralaugenperle) in die Spätlatènezeit zu stellen ist

(Abb. 5 u. 6). Ihre Herstellung wird zwischen der Mitte des 3. und der Mitte des 1. Jh. v.Chr. angenommen. Von diesem Typ sind nur wenige Exemplare bekannt. Ein aus dem Graben geborgenes Knochenstück, das entsprechend der archäozoologischen Bestimmung durch K. H. Steppan an der Universität Basel ein Panzerfragment der Europäischen Sumpfschildkröte darstellt, wurde ¹⁴C-datiert (60 v.Chr.–140 n.Chr.) und lieferte ein recht ähnliches Ergebnis zur archäologischen Datierung der Perle. Hier ist also ein erster Hinweis auf die Besiedlung der Halbinsel HÖri in keltischer Zeit gegeben.

In den sandig-kiesigen Seeablagerungen an der Basis der Sondagegrube wurde ein verkohltes Eichenbrett geborgen, das ¹⁴C-datiert wurde und mit 4310 bis 4150 v. Chr. zeitlich in das Ältere Jungneolithikum zu stellen ist. Dazu können auch wenige dort aufgefundene, z.T. verrollte Keramikfragmente passen. Diese Zeitangaben markieren einerseits den Beginn des gesamten Profilaufbaus, andererseits sind sie ein Anhaltspunkt für einen ungewöhnlich hohen Stand des Bodensees.

Hinweise auf Seespiegel- und Umweltveränderungen in Seesedimenten

Die Sedimentologie beschäftigt sich mit den in den Ablagerungen der beiden Seen enthaltenen Indizien für Eintrags-, Strömungs- und Klimaänderungen. Solche Hinweise sind in der Regel Änderungen in der zeitlichen Sedimentationsabfolge und können unter anderem durch den Menschen verursacht werden. Dies von den natürlichen Ursachen zu unterscheiden, ist eines der Ziele der Sedimentologie. Weitere Ziele sind die Rekonstruktion von Seespiegelbewegungen und der Nachweis von Erosionsprozessen im Umfeld der Seen.

Folgende Vorgehensweise und Methoden kommen dabei zur Anwendung: Zunächst werden die Sedimente kartiert und durch Bohrungen zugänglich gemacht, d.h. ein zwei Meter langes Rohr wird in das Sediment getrieben und gefüllt wieder herausgezogen. In das nun bestehende Loch treibt man das nächste Rohr ein und so fort (Abb. 7). Diese Bohrkerne werden anschließend beschrieben, datiert (durch ¹⁴C und/oder Pollenanalyse) und anschließend sedimentologisch, chemisch und mineralogisch analysiert. Unter se-

dimentologischen Analysen versteht man hier in erster Linie die Korngrößenanalyse, die Hinweise zum Strömungsregime während der Ablagerung einer Schicht liefert, sowie die mikroskopische Begutachtung des Sediments, dessen Zusammensetzung Auskunft über die Bildungsbedingungen gibt. Die Betrachtung der einzelnen Schichten zueinander ermöglicht Aussagen über die Geschwindigkeit der Veränderungen der Bildungs- und Ablagerungsprozesse. Die chemische und mineralogische Analyse zeigt den unterschiedlichen Stoffbestand und die verschiedenen Bildungsbedingungen an. Ein erhöhter Quarzanteil in einem ansonsten karbonatischen Sediment ist beispielsweise ein Hinweis auf einen erhöhten Eintrag von terrestrischem, d.h. vom Land stammendem Material oder ein Hinweis auf den Rückgang der Kalkfällung.

Am Nussbaumer See wurde ein Bohrtransekt mit sieben Bohrungen an Land und vier Bohrungen im Wasser von einer Schwimmplattform niedergebracht. Die Stratigraphie in dem von uns bevorzugt untersuchten Zeitabschnitt kann wie folgt zusammengefasst werden: Bei den Sedimenten, die auch heute noch von Wasser bedeckt sind, handelt es sich um Mudden (Sediment, das hauptsächlich aus Resten von Wasserpflanzen besteht) mit wechselndem Gehalt an organischer Substanz und Karbonat. Im heute landfesten Bereich findet sich (idealisiert) vom Liegenden (stratigraphisch unten, ältestes Sediment) zum Hangenden (stratigraphisch oben, jüngeres Sediment):

- ein mächtiges Torfpaket,
- Kalkmudde I (manchmal zweigeteilt),
- Anmoor (stark organische Bildung unter Wassereinfluss),
- Kalkmudde II.

Unter Kalkmudde wird ein Sediment verstanden, das zu großen Teilen aus biochemisch ausgefälltem Karbonat besteht; bei besonders hohem Kalkgehalt spricht man von Seekreide.

Mit Hilfe der oben genannten Methoden kommen wir zu folgender Interpretation: Ein Wasserspiegelanstieg nach 850 v.Chr. überdeckte die während des Anstiegs verlassene bronzezeitliche Siedlung; der Pegelanstieg führte zur Ablagerung der Kalkmudde I. An Stellen ohne Kulturschicht wurde der Torf im Liegenden von Kalkmudde I geringfügig aufgearbeitet und möglicherweise erodiert. Der Wasseranstieg muss relativ schnell



5 In ein Kolluvium eingetieftes, spätkeltisches Spitzgrübchen an der Profilgrube in Horn-Strandbad. Seine Datierung erfolgte mit ¹⁴C, optisch stimulierter Lumineszenz sowie einem Glasperlenfragment (Abb. 6).



6 Blaue Spiralaugenperle von 22 mm Durchmesser aus dem Spitzgrübchen am Strandbad Horn.

7 Nussbaumer See (NBS L 10), Teilansicht eines Bohrkernes. Die Kernfüllung beginnt bei 38 cm mit dem Oberboden 4 (dunkelbraun). Weiter von links nach rechts (entspricht in der Natur von oben nach unten): Kalkmudde (etwas helleres Braun), eine Anmoorbildung mit einem Schilfrhizom (dunkelbraun), eine weitere Kalkmudde (graubraun) und Torf (schwarzbraun). Die Graustufen- und die Farbkarte dienen zur Überprüfung der Farbrichtigkeit und der Kontraste.



erfolgt sein, da die Holzerhaltung der überfluteten bronzezeitlichen Siedlung sehr gut ist (die Holzerhaltung ist nur unter Sauerstoffabschluss möglich). Die Pegelerhöhung führte zu einer Vergrößerung der Seeoberfläche durch Überflutung der angrenzenden flachen Landstücke und damit zum Wegfall dieser Siedlungsfläche für den Menschen. Der hohe Wasserstand dauerte bis etwa 350 v.Chr., möglicherweise auch etwas länger, an. Die nachfolgende Anmoorbildung vor und während der Römerzeit indiziert ein Sinken des Seespiegels. Ein erneuter Anstieg, wahrscheinlich zur Völkerwanderungszeit, ist durch Kalkmudde II belegt.

Im stratigraphisch untersten Bereich der nach 850 v.Chr. gebildeten Kalkmudde I finden wir Hinweise auf Erosion entweder des Uferbereichs während des Wasserspiegelanstiegs oder einen Eintrag von Bodenmaterial von ufernahen anthropogen geöffneten Flächen. Ein direkter Einfluss des Menschen auf die Sedimentation ist weder durch erhöhte Nährstoffkonzentrationen noch durch erhöhte Schwermetallgehalte der Sedimente zu belegen. Die „normalen“ Schwermetallgehalte des Sediments sind eine Folge geringer Metall verarbeitender Tätigkeiten der Siedler und einer hohen „Verdünnung“ der eingetragenen Metalle durch die im See gebildeten Karbonate. Die über die Ablagerungssequenz sich kaum verändernden Nährstoffkonzentrationen sind insofern erstaunlich, da es sich um eine recht große Siedlung handelt und ein entsprechender Nährstoffeintrag, z.B. durch Fäkalien, zu erwarten wäre.

Am Bodensee soll die Situation in Horn/Strandbad etwas näher beschrieben werden: Vom landwärtigen Teil des Untersuchungsgebietes zum seewärtigen finden wir die im Folgenden beschriebene Sedimentationsabfolge: Ein Strandwallkomplex (Abb. 8), Kalkmudde unter Bodenbedeckung und, auch heute noch unter Wasser-

bedeckung, mächtige Sandpakete, in die ein schmaler Streifen Seekreide bzw. Kalkmudde eingeschaltet ist. In bzw. auf dieser Seekreide liegt ein Pfahlfeld der Schnurkeramischen Kultur (um 2680 v.Chr.).

Ein Strandwall ist eine wallartige, vom See aufgeschüttete Abfolge von Sand, Kies, Schill (=Muschelbruch) und kleinen Mengen an Pflanzenresten. Wie kann man eine solche Situation interpretieren? Zunächst war der Seepiegel wesentlich höher als heute und die Seekreiden/Kalkmudden, die wir heute an Land sowie unter Wasser finden, wurden abgelagert. Wahrscheinlich nach der Besiedlung des Seekreidestreifens durch die Menschen der Schnurkeramischen Kultur sank der Seepiegel. Bereits vor dieser Zeit muss man die Aufschüttung, Umlagerung und erneute Aufschüttung von Strandwällen annehmen. Durch das Sinken des Pegels gelangte der landwärtigste der untersuchten Strandwälle aus dem Einflussbereich des Wassers und konnte nicht mehr aufgearbeitet werden. Durch Bewuchs wurde er stabilisiert. Es ist davon auszugehen, dass sich der Prozess Strandwallbildung, Umlagerung, erneute Bildung und schließlich Verfestigung durch einen leicht gesunkenen Wasserspiegel mehrmals wiederholte. Dabei gab es sicher auch längere Ruhephasen, in denen sich das Bild des Ufers kaum änderte. Die letzte momentan fassbare Phase der Bildung eines Strandwalls in Horn fällt in die Zeit um 400 v.Chr.

Pollenanalysen zur zeitlichen Einordnung der Seeablagerungen

Die pollenanalytischen Untersuchungen bezogen sich am Nussbaumer See auf den Siedlungsbereich und die tiefere Gewässerzone. Aus letztgenannter wurde ein Bohrkern gezogen, der J. N. Haas und Ph. Hadorn zur Erstellung eines neuen Pollenstandard-Diagramms diente. Der Untersuchungsschwerpunkt von M. Wehrli liegt im Flachwasserbereich, in dem zusammen mit der Sedimentologie eine Reihe von Bohrkernen gezogen worden ist. Hier konnte seitens der Pollenanalyse ein Grobraster der zeitlichen Entwicklung der Ablagerungen erarbeitet werden, um bestimmte Bohrkernbereiche auszuwählen, die für eine feinere Untersuchung entsprechend den Projektfragen prädestiniert waren.

Auch die palynologischen und sedimentologischen Untersuchungen an den Sedimentkernen aus dem Gnadensee (westlicher Bodensee) haben die Rekonstruktion der Sedimentationsverhältnisse, der Seespiegelstände und der Vegetationsentwicklung in Zeitscheibe III zum Ziel. An dieser Lokalität wurden ruhige Sedimentationsbedingungen mit entsprechend großen Schicht-

8 Horn, Bodensee. Teil eines Strandwallkomplexes. In Richtung des rechten Bildrandes liegt der See. Höhe des Zollstockes: 1 m. Von oben nach unten können die folgenden Sedimentschichten unterschieden werden: Boden und humoser Sand/Schluff (braun), gebänderte Sande und Kiese des Strandwalls (grau) mit einem Band aus kleinen, zerriebenen Pflanzenstückchen (dunkelbraun), abschließend Seemergel (mittelgrau). Die gelbe Markierung nahe der linken unteren Bildecke bezeichnet eine entnommene Probe.



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT
DES LANDESDENKMALAMTES

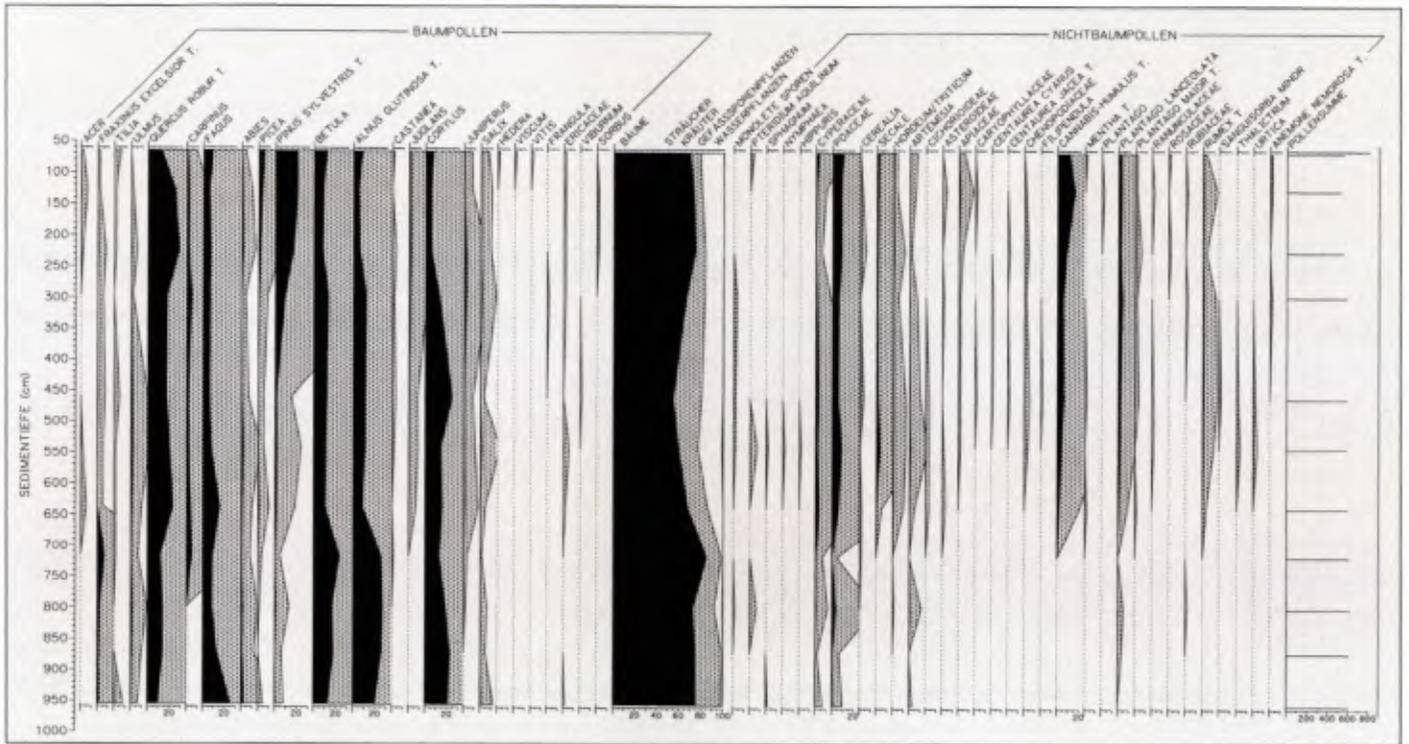
28. JAHRGANG 1999

Inhalt

Hans-Peter Bärtschi	Bahn- und Industriekultur Ausflugstourismus als Geschäft und Mittel zur Erhaltung von Bahn- und Industriedenkmalern der Nordostschweiz	224
Ralf Baumeister/Andreas Hensen	Archäologie im Wieslocher „Dörndl“	55
André Billamboz	Das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt im Spiegelbild der archäologischen Fundhölzer und deren Jahresringe	68
Judith Breuer	Der „Mühlhof“ zu Oberstenfeld Ein Aufruf zu seiner Erhaltung durch passende Nutzung	39
	Denkmalschutzpreis 1999	251
Walter Döring	Eröffnungsansprache	191
Hansjörg Dufner	Die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme – mehr als reine Beschäftigungstherapie im Bereich der Denkmalpflege	235
Elske Fischer/Manfred Rösch	Denkmalpflege, Hausforschung und Archäobotanik Pflanzen in Lehmstrukturen historischer Gebäude als Dokumente früheren Lebens	76
Julius Fekete	Die Türen der Nikolaikirche in Heilbronn – als Zubehör unverzichtbare Dokumente des Wiederaufbaus	183
Edeltraud Geiger-Schmidt/ Angelika Reiff	Tagungsbericht	112
Sylvia Hartig	Schloß Lichtenstein – ein Eigendenkmal des Grafen Wilhelm von Württemberg	98
Felix Heinzer/Joachim Migl/ Ute Obhof	Bibliotheken als bewegliche Kulturdenkmale	158
Andreas Hensen siehe: Ralf Baumeister	Archäologie im Wieslocher „Dörndl“	55
Clemens Kieser siehe: Kathrin Ungerer-Heuck	Auch hier war Arkadien: Schwetzinger Wirtshausmalereien	87
Thomas Knödler	Staatliche Kulturbauten – ein Standortfaktor für Baden-Württemberg	213
Günter Kolb	Zur Wiedereinweihung von Schloß Gomaringen	27
Rainer Kreutle	Die Altertümersammlung der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen: ein bewegliches Kulturdenkmal	151
	8. Landesdenkmaltag Baden-Württemberg Denkmalpflege als Wirtschaftsfaktor	190
Rainer Laun/Rudolf Pörtner	Die Instandsetzung der „Hühnerfautei“ im ehemaligen Zisterzienserkloster Schönau	7

Sabine Leutheuser-Holz	Editorial	189
Rupprecht Lucke	Taubenhäuser als Baudenkmale	43
Tilmann Marstaller siehe: Barbara Scholkmann/Anke Scholz	Das älteste Fachwerkhaus in Reutlingen	22
Ulrike Matthes	Denkmalschutz – Herausforderung für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklungspolitik	227
Horst Mehrländer	Grußwort zum Empfang der Landesregierung	249
Jürgen Michler	Bebenhausen 1874/75: „Restauration“ des Sommerrefektoriums	94
Joachim Migl siehe: Felix Heinzer/Ute Obhof	Bibliotheken als bewegliche Kulturdenkmale	158
Hans Peter Münzenmayer	„Kleine Hilfsmittel und Modifikationen eines zwar talentvollen, aber nicht sehr unterrichteten Experimentators“	141
Verena Nübling	Die Venusstatuetten vom Petersfels	129
Günther Nufer	Altstädte – Denkmalgeschützte Freilichtmuseen oder moderne Dienstleistungszentren?	208
Ute Obhof siehe: Felix Heinzer/Joachim Migl	Bibliotheken als bewegliche Kulturdenkmale	158
Volker Osteneck	Bewegliche Denkmale und Zubehör Zu Definition und Anwendung zweier Begriffe	124
Volker Osteneck	Die Maulbronner Stiftertafel – ein Triumph mönchischer Ideale	133
Ulrich Pfeifle	Die Deutsche Limes-Straße – eine touristische Chance für die Denkmalpflege	220
Dieter Planck	Jahresrückblick 1998	1
Dieter Planck	Editorial	65
Dieter Planck	Editorial	121
Dieter Planck	Zum Tagungsthema	197
Ulrike Plate	Die Altstadt Durlachs als Gesamtanlage	48
Rudolf Pörtner siehe: Rainer Laun	Die Instandsetzung der „Hühnerfautei“ im ehemaligen Zisterzienserkloster Schönau	7
Helmut F. Reichwald	Schloß Fachsenfeld und seine Sammlung	175
Helmut F. Reichwald	Umsetzung denkmalverträglicher Konzepte unter Beteiligung qualifizierter Handwerker und Restauratoren	230
Angelika Reiff siehe: Edeltraud Geiger-Schmidt	Tagungsbericht	112
	Resolution des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Schutz und Pflege des Kulturellen Erbes brauchen wirksame Gesetze und steuerliche Förderung	60
Manfred Rösch siehe: Elske Fischer	Denkmalpflege, Hausforschung und Archäobotanik Pflanzen in Lehmstrukturen historischer Gebäude als Dokumente früheren Lebens	76 71
Barbara Scholkmann/ Tilmann Marstaller/Anke Scholz	Das älteste Fachwerkhaus in Reutlingen	22

Anke Scholz siehe: Barbara Scholkmann/ Tilmann Marstaller	Das älteste Fachwerkhaus in Reutlingen	22
Wilfried Schöntag	Archivgut als bewegliche Kulturdenkmale: Denkmalschutz im Archivwesen und Pflege nichtstaatlichen Archivguts	163
Thomas Schott	Photovoltaik als Element alter und neuer Architektur	239
Rainer Schreg	Industriearchäologie in einer Glashütte des 19. Jahrhunderts: Schmidsfelden (Stadt Leutkirch, Kreis Ravensburg)	107
C. Sebastian Sommer	Römischer Wandverputz und Forumsmauern in Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis Museum im Stadtzentrum	85
Anja Stangl	„anno . domini . mcx ...“ Grabsteine als steinerne Urkunden des Klosters Gottesaue	131
Anja Stangl	Die Kirchenbibliothek in Wertheim	135
Anja Stangl	Zwischen Repräsentation und Wissenschaft – Astronomische Instrumente in Ellwangen	137
Anja Stangl	Christoph Friedrich Karl von Kölle und die hohe Kunst: ein Nationalmuseum für Stuttgart	139
Anja Stangl	„Kunst- und Kuriositätswert“: Die Kunstkammer der Großherzöge von Baden	167
Anja Stangl	„... mit vielen Engelchen im höchsten Rokoko ...“ Die St. Antonius-Kapelle in Ellwangen-Schrezheim und ihre Ausstattung	179
Anja Stangl siehe: Juliane Weigele	Das Städtische Lapidarium in Stuttgart	143
Wolfgang Stopfel	Zum Tagungsort	205
Stefan Uhl	Ein Fachwerkgebäude des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen	34
Karin Ungerer-Heuck/ Clemens Kieser	Auch hier war Arkadien: Schwetzinger Wirtshausmalereien	87
Juliane Weigele/Anja Stangl	Das Städtische Lapidarium in Stuttgart	143
Arno Weinmann	Innovation und Denkmalpflege – kein Widerspruch	241
Petra Wichmann	Apotheke sucht Apotheker Die historische Stadtapotheke in Radolfzell am Bodensee ist anschaulich überliefert	53
Wolfgang Wolters	Braucht unsere Gesellschaft eine andere Denkmalpflege?	245
Dagmar Zimdars	Der Betsaal im Säckinger Fridolinsmünster Ausstattung, Restaurierung, Programm	90
	Tagung	188
	Buchbesprechung	115
	Neuerscheinung	255
	Ausstellungen	62, 119, 188, 255
	Personalien	118
	Mitteilungen	118, 254



mächtigkeiten erwartet, die in dreien der sechs Bohrkern angetroffen wurden. Die Schichtmächtigkeit für den mittels Hainbuchen-, Nussbaum- und Kastanienpollen gut zu datierenden Zeitabschnitt zwischen ca. 100 und 1200 v.Chr. beträgt etwa 80–110 cm. Die Pollenprofile lassen sich sowohl untereinander als auch mit einem vor der Insel Reichenau gezogenen Kern pollenanalytisch (nicht aber sedimentologisch!) sehr gut parallelisieren. Das Pollendiagramm weist im o.g. Zeitraum mit 85% ein Baumpollenmaximum auf (Abb. 9). Diese sehr hohen Baumpollenwerte können dahingehend interpretiert werden, dass der Flächenanteil des Waldes an der gesamten Landschaft über eine noch genauer zu bestimmende Zeitspanne sehr hoch war. Die mit dem Baumpollenmaximum zusammenfallenden tiefen Kulturzeigerwerte lassen darauf schließen, dass die stärkere Bewaldung eine Folge deutlich verminderter anthropogener Aktivität war. Eine mögliche Ursache der verminderten menschlichen Eingriffe in den Naturraum könnte die Klimadepression während des Übergangs vom Subboreal zum Subatlantikum (um 800 v.Chr.) sein.

Böden als Archive der landwirtschaftlichen Tätigkeit

Sowohl am Nussbaumer See als auch auf der Hörspitze zielten die bodenkundlichen Untersuchungen darauf ab, die durch den Menschen im Zuge der ackerbaulichen Landnutzung ausgelösten Bodenverlagerungen zu erfassen und diese über Datierungen bestimmten Zeitabschnitten

zuzuordnen. Durch die Beackerung wird die den Boden schützende Vegetationsdecke aufgebrochen und in Verbindung mit Niederschlägen der Transportmechanismus von Bodenteilchen aus höher gelegenen Hangpositionen zum Unterhang in Gang gesetzt (Erosion und Akkumulation). Je nach Art des Bodens und der Nutzungsintensität sollten sich aus den Bodenprofilen Aktivitäts- oder Stagnationsphasen der menschlichen Einflussnahme auf die Landschaft und deren Umgestaltung herausarbeiten lassen.

Dazu wurden die so genannten Kolluvien, also das zu mächtigen Ablagerungen aufgestapelte Umlagerungsmaterial, durch Baggerschürfe aufgeschlossen (Abb. 10). Aus der Profilwand wurden anschließend feine Holzkohleteilchen, die im verlagerten Bodenmaterial eingeschlossen

9 Pollenprofil Gn5 aus dem Gnadensee. Der Zeithorizont 1200–100 v.Chr. liegt in einer Sedimenttiefe zwischen 760 und 670 cm (Tiefenangabe nicht umgerechnet). Deutlich zu erkennen ist hier der hohe Baumpollenanteil.

10 Baggarbeiten an einer Profilgrube in Uerschhausen zur Untersuchung von Kolluvien.





11 Entnahme von Probenmaterial zur Datierung mittels des Verfahrens der optisch stimulierten Lumineszenz an der Lokalität Horn-Strandbad.

sind, unter exakter Tiefenangabe zur ^{14}C -Datierung mit dem Massenbeschleuniger entnommen und an die Labors in Uppsala (Schweden) oder Utrecht (Niederlande) weitergeleitet. Zusätzlich sind von den einzelnen Bodenhorizonten Proben für bodenchemische und bodenphysikalische Untersuchungen entnommen worden. Sie dienen dazu, die Ergebnisse der Ablagerungsgeschwindigkeit des Bodenmaterials detaillierter bewerten und sogar Erosionsbeträge zeitlich einordnen zu können.

Die Nähe zu früheren Siedlungsplätzen ist wichtig, um die Möglichkeiten archäologischer Datierungen über Artefakte und verlässliche Angaben zur Landnahme, Anbau und Wirtschaftsweise zu erhalten. Da den Datierungen eine zentrale Aufgabe zufällt, kam an einem Profil der Hörispitze auch das Verfahren der optisch stimulierten Lumineszenz zur Anwendung, das von der ebenfalls im Schwerpunktprogramm integrierten Arbeitsgruppe Wagner, Lang, Kadereit von der Forschungsstelle für Archäometrie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am Max-Planck-Institut weiterentwickelt und an verschiedenen Substraten getestet wird (Abb. 11).

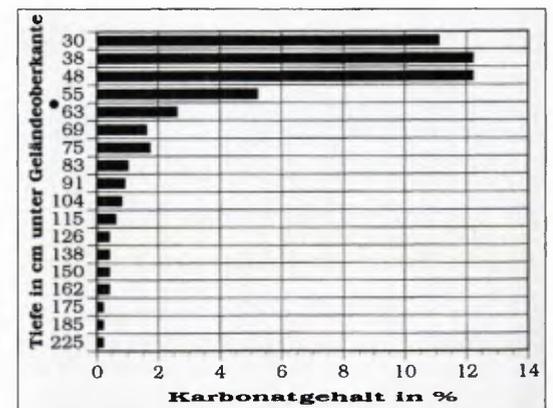
Drei Kolluvienstratigraphien der Hörispitze und ein Profil des Nussbaumer Sees sind bisher vollständig bearbeitet. Dabei zeigt sich, dass die topographische Position und die Größe des Einzugsgebietes eines Kolluviums eine wichtige Rolle für dessen Auflösungsvermögen spielen. Während ein weites Einzugsgebiet meist zu einer größeren Mächtigkeit des umgelagerten Bodenmaterials führt und sich dadurch das Profil zeitlich besser aufgliedern lässt, bringt eine weite Fläche gleichzeitig die Gefahr mit, dass sich dahinter eine Vielzahl zusätzlicher Störgrößen, welche sich nur sehr schwer abschätzen lassen, verbirgt. In letz-

genanntem Fall sind dann beispielsweise mehrmalige Erosions- und Resedimentationsphänomene häufiger verbreitet. Hier ist festzuhalten, dass die Untersuchungen direkte Rückschlüsse auf die landschaftsgeschichtlichen Bedingungen eines begrenztes Umfeldes, also des Einzugsgebietes, erlauben und Fernwirkungen/-einflüsse unberücksichtigt bleiben können. Um nun aber auch zu gezielten Aussagen zur Umwelt eines größeren Raumes zu kommen, ist es notwendig, mehrere Profilsequenzen einer Region einander gegenüberzustellen.

Erste Erosionsprozesse lassen sich am westlichen Bodensee mit der vergleichsweise späten ackerbaulichen Nutzung dieses Raumes ab dem Jungneolithikum bzw. im Endneolithikum festhalten. Für die Frühbronzezeit ist dann an mehreren Profilen ein markanter Schub in der Sedimentzufuhr belegt, so dass mit einem Verlust an Bodenmaterial von rund 40 cm im Einzugsgebiet zu rechnen ist. Um Uerschhausen an den Nussbaumer Seen ist bereits bis zur Römerzeit in dem sehr kleinen Einzugsgebiet mit einem Erosionsbetrag von etwa einem Meter zu rechnen. Dies leitet sich aus der deutlichen Zunahme des Karbonatgehalts in oberen Profilteilen ab (Abb. 12). Mit fortschreitender Erosion an höher gelegenen Hangpositionen findet also eine zunehmende Überdeckung mit unverwittertem, also karbonathaltigem Basismaterial statt. Dieses Basismaterial wiederum steht aber erst nach dem entsprechenden, oben genannten Abtrag seinerseits für eine Umlagerung zur Verfügung.

Werden die in den Kolluvien fassbaren Akkumulationsschübe mit den Zeitstellungen der archäologischen Fundplätze der jeweiligen Umgebung verglichen, ergibt sich überwiegend eine sehr gute Korrelation und damit Rückkopplung Erosion/Akkumulation-Mensch. Dies trifft jedoch nicht für die zahlreichen Indizien während der Frühbronzezeit zu, d.h. die Lage der entsprechenden Siedlungsplätze dieser Zeitstellung konnten bisher nicht geortet werden, und es besteht hier weiterhin Klärungsbedarf.

Weitere Umgestaltungen des Landschaftsbildes



12 Verteilung des Karbonatgehalts im Bodenprofil Uerschhausen. • ^{14}C -Datum 380–200 v.Chr.

sind häufig für das frühe Mittelalter zu belegen, was auf der Höri in Einklang mit zahlreichen Ortsgründungen der frühen Ausbauphase steht. Ab dem Spätmittelalter lässt sich die anthropogene Einflussnahme über die Kolluvienstratigraphien dann nur noch schwer fassen. Dies liegt zum einen am Mangel an datierbarem Fundgut, zum anderen am immer tiefer hinabreichenden Umbruch der Ackerböden durch die moderne Landwirtschaft, welche beim intensiven Pflugeinsatz die obersten 40 cm des Bodenprofils egalisiert.

Die in diesem Bericht vorgestellten Untersuchungen sind als eine wesentliche Ergänzung der archäologischen Grabungsprojekte der baden-württembergischen und thurgauischen Denkmalpflege in den Feuchtgebieten und Seen des Alpenvorlandes anzusehen. Sie erlauben, die Kenntnisse zu vorgeschichtlichen Siedlungsplätzen auf deren Umfeld auszudehnen und dort sowohl die natürlichen als auch durch den Menschen veränderte Lebens- und Umweltbedingungen detaillierter nachzuzeichnen.

Mit Abschluss des Schwerpunktprogramms wird von der Projektgruppe ein entsprechender zusammenfassender Bericht der Untersuchungen und eine interdisziplinäre Zusammenschau der Ergebnisse vorgelegt. Die Projektarbeit wird dann im Herbst des Jahres 2000 als Beitrag zum DFG-Abschlusskolloquium unter internationaler Beteiligung in Bonn präsentiert werden.

Der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Schweizerischen Nationalfonds sei an dieser Stelle für die großzügige finanzielle Unterstützung des Projekts herzlich gedankt.

Literatur

B. Dieckmann/R. Vogt, Zum vorläufigen Abschluss der Ausgrabungen in Hornstaad-Hörnle, Kreis Kon-

stanz. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1993, 67–73.

B. Dieckmann/F. Ellminger/R. Vogt, Archäologische, bodenkundliche und sedimentologische Nachuntersuchungen im Rahmen eines DFG-Schwerpunktprogramms am Strandbad in Horn am Bodensee, Kreis Konstanz. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1996, 46–48.

B. Frenzel (Hrsg.), Dendrochronologische und postglaziale Klimaschwankungen in Europa (Wiesbaden 1977).

H. Gollnisch-Moos, Ürschhausen-Horn. Haus- und Siedlungsstrukturen der spätestbronzezeitlichen Siedlung. Forschungen im Seebachtal 3. Archäologie im Thurgau 7 (Frauenfeld 1999).

R. Vogt, Archäologische und bodenkundliche Beobachtungen zu Bodenerosion und Akkumulation in Hornstaad am Bodensee. In: Anthropogene Landschaftsveränderungen im prähistorischen Südwestdeutschland. Arch. Informationen Baden-Württemberg 30 (Stuttgart 1995) 44–48.

Dr. Hartmut Gollnisch-Moos

Naturmuseum
Freie Straße 24–26
CH-8500 Frauenfeld

Dipl. Biol. Michael Wehrli

Geobotanisches Institut
Universität Bern
Altenbergrain 21
CH-3013 Bern

Dipl. Min. Frank Ellminger

Dipl. Geol. Richard Vogt
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Fischersteig 9
D-78343 Gaienhofen-Hemmenhofen



Untersuchungen zur Herausbildung der hallstattzeitlichen Siedlung auf der Heuneburg

Seit 1999 wird in dem DFG-Projekt die Entstehung der Heuneburg-Großsiedlung aus dörflichen Siedlungen der Umgebung durch Flächenbegehungen, Sondagen und Grabungen untersucht. Die Untersuchung soll beispielhaft ein Modell der Entstehung der hallstattzeitlichen „Fürstensitze“ des 6. vorchristlichen Jahrhunderts aufzeigen.

Siegfried Kurz

Die archäologische Landschaft an der Oberen Donau bei Herbertingen-Hundersingen wird vorrangig von den obertägig sichtbaren Bodendenkmälern aus der späten Hallstattzeit (6./5. Jh. v.Chr.) bestimmt. Dazu gehören die Grabhügel-friedhöfe, besonders jedoch einige Riesengrabhügel, die beiderseits der Donauniederung bis zu 7 km weit auseinander liegen. Als 1876/77 bei der Einebnung zweier Großgrabhügel erstmals ganz herausragende Bestattungen zutage kamen, wurde dafür der Begriff „Fürstengräber“ geprägt. Die zu den Bestattungsplätzen gehörende Siedlungsstätte wurde in der auf einer markanten Anhöhe über der Donau gelegenen, stark 3 ha großen Heuneburg vermutet (Abb. 1).

Ähnlich spektakuläre Entdeckungen wie aus den Untersuchungen der Großgrabhügel konnten in den zwischen 1950 und 1979 durchgeführten Ausgrabungen auf der Heuneburg gemacht werden – beispielhaft genannt seien die nach südlichem Vorbild errichtete Befestigung aus luftgetrockneten Lehmziegeln, die Bruchstücke bemalter griechischer Importkeramik, aber auch die

umfangreichen Reste vom Buntmetallhandwerk, das auf der Heuneburg eine bedeutende wirtschaftliche Rolle gespielt haben muss. Auf der Basis der langjährigen Heuneburg-Grabungen ist mittlerweile die Voraussetzung geschaffen, um die Entwicklung der Burgsiedlung im 6. und 5. Jh. v.Chr. beurteilen zu können.

Als 1954 dann auch noch die sogenannte Außensiedlung, eine im unmittelbaren Vorfeld der Heuneburg angetroffene Siedlung von wenigstens 6 ha, entdeckt wurde – nach neueren Grabungen könnte sie vielleicht sogar 20 bis 25 ha Flächenausdehnung besessen haben (Abb. 1) –, entstand die Modellvorstellung einer befestigten Höhenburg mit planmäßig angelegten Gebäuden, mit Wohn-, Wirtschafts- und ausgesprochenen Repräsentationsbauten sowie einer zugehörigen offenen Ansiedlung mit gehöftweise gruppierten Wohn-, Wirtschafts- und Werkstattgebäuden. Als zugehörige Bestattungsplätze kamen von den umliegenden Nekropolen hauptsächlich die in bis zu 5 km Entfernung liegenden Großgrabhügel in Frage. Die Modellvorstellung einer befestigten

1 Das nördliche Umfeld der Heuneburg mit Großgrabhügeln und Siedlungen: 1 „Außensiedlung“ und wieder aufgeschüttete Grabhügel im „Talhaus/Giebhübel“, 2 „Greutäcker“, 3 „Eschle“, 4 „Speckhau“, darunter östlich im Wald das „Hohmichele“ (5). Foto: O. Braasch, LDA, Nr. L 7922/002-01, 21. 11. 1995.



Hallstatt-Burg mit „Vorstadt“ und den Grabhügeln der Burgherren bildete in der Folge den Rahmen für die Interpretation ähnlich herausragender, wenngleich in wesentlich geringerem Umfang erforschter Siedlungsschwerpunkte vergleichbarer Zeitstellung.

Zielte dieser Interpretationsrahmen auf die Beschreibung und in gewisser Weise auch auf die Erklärung einer ganz bestimmten Gesellschafts- und Siedlungsstruktur ab, so blieben doch wesentliche Fragen offen. Ausgerechnet dem entscheidenden Problem nach den Umständen und Ursachen für die um 600 v.Chr. scheinbar unvermittelte Herausbildung der Heuneburg war damit nicht näher zu kommen. Immerhin muss sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine hinreichend große Zahl von Menschen zusammengefunden haben, um eine Fläche von zusammen mindestens 10 ha, vielleicht sogar mehr als 20 ha zu besiedeln. Gleichzeitig können die für diese Bevölkerung notwendigen Wirtschaftsflächen nicht auf dem fruchtbaren Höhenrücken unmittelbar westlich und südwestlich der Heuneburg gelegen haben, wenn sich dort die Außensiedlung erstreckt hat (Abb. 2). Also muss bereits zur Sicherstellung der Ernährung für die dort ansässige Bevölkerung eine Einbindung in ein wesentlich differenzierteres Versorgungssystem vorausgesetzt werden.

Zum Stand der Siedlungsforschung im Umfeld der Heuneburg

Bei der wissenschaftlichen Bearbeitung der Bestattungsplätze im Umkreis der Heuneburg ergaben sich erstmals wesentliche Hinweise, die bei der Frage nach der Entstehung dieses Siedlungsschwerpunktes weiterführen könnten. Den Ansatz der Überlegungen bildet die zeitliche und räumliche Verteilung der Friedhöfe in der Umgebung der Heuneburg. Schon vor längerer Zeit wurde die Beobachtung formuliert, dass die ältesten Großgrabhügel bei der Heuneburg (Anfang bis zum ausgehenden 6. Jh. v.Chr.) am weitesten von dieser entfernt liegen (Abb. 3, Nr. 1–6), während diejenigen aus dem jüngeren Siedlungsabschnitt der Heuneburg (ausgehendes 6. und 5. Jh. v.Chr.) nur 400 m vor der Befestigung und damit in direktem lokalem Bezug zur Burg errichtet wurden (Abb. 4, Nr. 7).

Als sich die Anzeichen für einen stark verebneten Großgrabhügel am östlichen Rand der Donau-niederung verdichteten (Abb. 3, Nr. 5 Ringelei), schien zunächst ein zusätzlicher Beleg für die von der Heuneburg weiter abgelegenen und damit wohl ins 6. Jh. v.Chr. gehörenden Großgrabhügel gewonnen. Da aus seiner unmittelbaren Nachbarschaft auch noch Siedlungsreste entsprechen-



der Zeitstellung bekannt waren, erhob sich die Frage, ob ganz allgemein die in größerer Entfernung von der Heuneburg gelegenen Riesengrabhügel gar nicht direkt der Burg angehörten, sondern viel eher die Bestattungsplätze jeweils kleiner, bisher unentdeckt gebliebener Dörfer oder gar weniger Gehöfte darstellten. Das scheinbar krasse Missverhältnis zwischen den angenommenen Kleinsiedlungen, denen ausgerechnet Großgrabhügel als Bestattungsplatz gedient haben sollen, darf dabei nicht überbewertet werden. Denn die Befunde vom sog. „Hohmichele“, dem größten Grabhügel in weitem Umkreis (Abb. 3, Nr. 1) haben gezeigt, dass über dem Hauptgrab anfangs nur ein etwa 5 m hohes Grabmal aufgeschüttet und erst im Zusammenhang mit später angelegten Gräbern zu den gewaltigen Ausmaßen von einst 85 m Durchmesser und 15–16 m Höhe aufgeschüttet worden ist.

Damit lässt sich für den primären Hügel noch die Vorstellung von einem angemessenen Grabmal für einen besonders bedeutenden Verstorbenen annehmen, während die stufenweise Aufhöhung des Hohmichele auf zuletzt etwa 15–16 m nicht mehr als persönliches Grabmonument für den im Hügelzentrum Bestatteten aufzufassen ist. Viel eher ist darin das Bedürfnis des hinterbliebenen Familienverbandes nach Selbstdarstellung und die Identifikation mit einem bedeutenden Vorfahren im Zentralgrab des Hohmichele zu erkennen. Dann liegt es jedoch auf der Hand, für die Aufschüttungen der übrigen in weiterem Abstand von der Heuneburg gelegenen Großgrabhügel des 6. Jh. v.Chr. ähnliche Motive zu vermuten. Demnach wäre die Massierung der mit dem Beginn des 6. Jh. v.Chr. annähernd gleichzeitig auftretenden Riesengrabhügel an der Oberen Donau nur noch Ausdruck der Selbstdarstellung verschiedener Siedlungsverbände vor dem Hintergrund einer Wettbewerbs- und Konkurrenzsituation im Streben nach Rang und Vorrang. Unter diesem Aspekt erklärten sich ferner die außerordentlich reichhaltigen Grabaus-

2 Blick auf die hoch über der Donau gelegene Heuneburg. Foto: O. Braasch, LDA, Nr. L 7922/002-01, 7. 11. 1997.

stattungen, die zur Bezeichnung als „Fürstengräber“ geführt haben und als Ausdruck eines überhand nehmenden Grabluxus aufzufassen sind.

Bezieht man aber die von der Heuneburg weiter entfernt liegenden Großgrabhügel des 6. Jh. v.Chr. auf eigene Kleinsiedlungen, dann steht für die Heuneburg in dieser Zeit noch gar kein eigener Friedhof zur Verfügung. Erst die gegen Ende des 6. Jh. v.Chr. nur 400 m nordwestlich vor der Burg errichteten Grabhügel lassen sich als Bestattungsplatz unmittelbar auf die Heuneburg beziehen (Abb. 4, Nr. 7).

Der Widerspruch, dass eine Siedlung wie die Heuneburg über nahezu 100 Jahre gar keinen Friedhof besessen haben soll, ist in der Folge nur dann aufzulösen, wenn man annimmt, dass die Heuneburg von mehreren umliegenden Kleinsiedlungen aus aufgebaut worden ist. Dann müssten die Gräber der Heuneburgbevölkerung gerade in den Bestattungsplätzen derjenigen Kleinsiedlungen gesucht werden, von denen aus die Burg gegründet worden ist.

Fragestellung und Hypothese

Demnach müssen auf der Grundlage der bäuerlichen Siedlungsstruktur mit Dörfern, Weilern und Gehöftgruppen noch im 7. Jh. v.Chr. entscheidende Veränderungen der Lebensumstände eingetreten sein, die zur Ansammlung von Überschüssen, zum Prosperieren der Kleinsiedlungen, in begrenztem Umfang wohl auch zur Anhäufung von Reichtümern und in der Folge zu einer gesteigerten gesellschaftlichen Differenzierung führten. Da die Möglichkeiten einer einzelnen Kleinsiedlung für die Errichtung von Heuneburg und Außensiedlung gewiss nicht ausreichten, müssen hinter diesem Vorgang mehrere Siedelgemeinschaften gesucht werden. Entsprechende Vorgänge sind als Zusammensiedlung vielfach historisch belegt, wobei jeweils voneinander unabhängige Siedlungsverbände ein Zweckbündnis von übergeordnetem Interesse eingehen. In diesem Sinne wird erst der merkwürdige Wandel in der Struktur der ältesten Bauperioden innerhalb der Heuneburgbefestigung verständlich mit der Abkehr von den isoliert aneinander gereiht scheinenden Einzelgehöften zugunsten einer planmäßigen Gebäudeanordnung unter Bildung von Wegen und Gassen.

Nach der Gründung der Heuneburg mussten die umliegenden Dörfer immer noch eine große Rolle gespielt haben. Schließlich waren sie zur Versorgung spätestens dann unverzichtbar, als das Vorfeld der Heuneburg durch die Außensiedlung besetzt und dadurch die Wirtschafts- und Siedlungsflächen weiter auseinander gerückt waren.

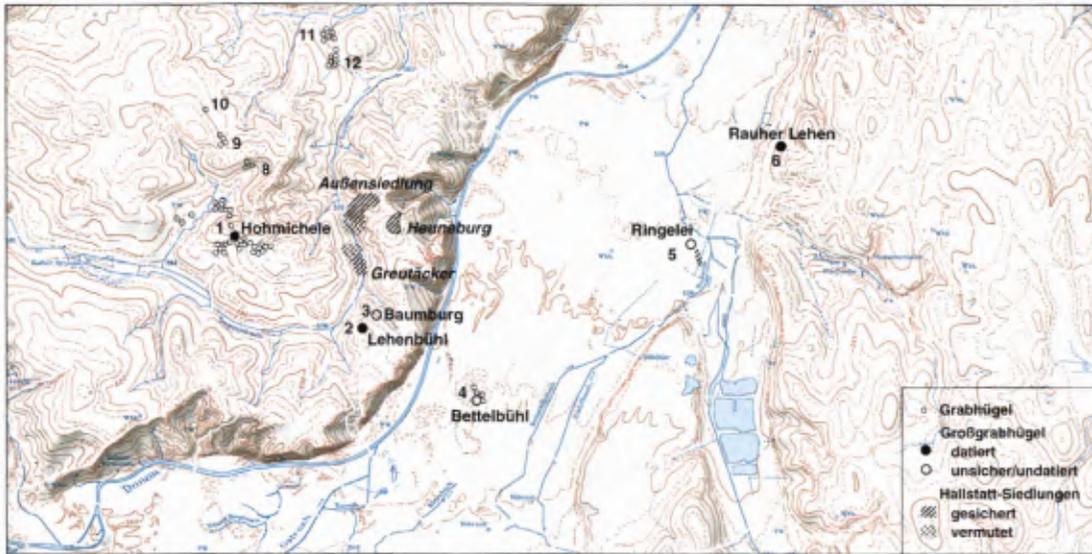
Dies setzt eine funktionierende Infrastruktur ebenso voraus wie den organisierten Austausch landwirtschaftlicher gegen andere Güter, die entweder in den Werkstätten der Burg und der Außensiedlung hergestellt worden sind oder dort zumindest verfügbar waren.

Der enge Kontakt zwischen der Bevölkerung von Heuneburg und Umland wird zudem dadurch illustriert, dass als Bestattungsplätze – gemäß unseren Voraussetzungen – nur die bereits bekannten Grabhügelfriedhöfe der umgebenden Kleinsiedlungen zur Verfügung standen.

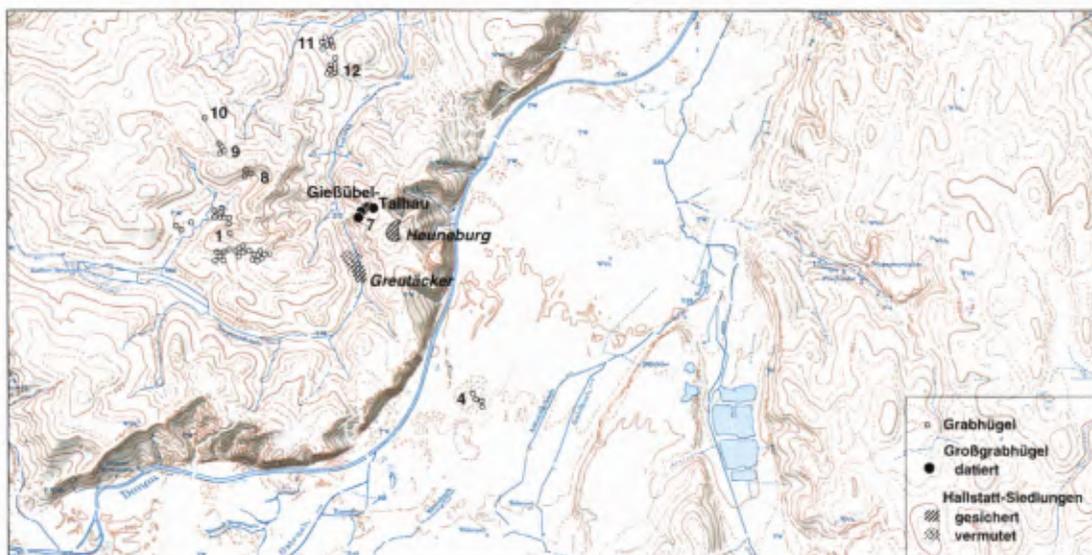
Die Ursachen für die im 6. Jh. v.Chr. an mehreren Punkten in Mitteleuropa entstandenen Großsiedlungen liegen gegenwärtig weitgehend im Dunkeln. Einen wesentlichen Faktor könnte möglicherweise der erleichterte Zugang zu Rohstoffen wie Kupfer und Zinn und damit eine wachsende Bedeutung der Buntmetallverarbeitung darstellen. Immerhin fällt die Wende vom 7. zum 6. Jh. v.Chr. zusammen mit einer Änderung der Beigabensitte von überwiegend keramikreichen Grabausstattungen zugunsten bronzener Trachtbestandteile; ein Vorgang, der von der Verfügbarkeit von Rohstoffen bzw. der Ersetzbarkeit des Metalls nicht völlig losgelöst betrachtet werden kann. Außerdem sind auf der Heuneburg ebenso wie in der Außensiedlung schon frühzeitig regelrechte Werkstätten belegt.

Diese setzen jedoch mit der Sicherstellung einer kontinuierlichen Rohstoffversorgung sowie mit der Verteilung der Fertigprodukte eine Organisation des Güterausstauschs voraus. Wenn nicht alles täuscht, dann spielen solche Vorgänge eine entscheidende Rolle für die zunehmende wirtschaftliche Bedeutung der Heuneburg, für die fortschreitende gesellschaftliche Differenzierung sowie die weitere Anhäufung von Reichtümern und Prestigegütern, die nicht zuletzt in den verstärkten Kontakten zur Mittelmeerwelt zum Ausdruck kommt.

Dieser schematische Entwurf zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung eines Kleinraumes wäre zweifellos in der Lage, die Vorgänge zu erklären, welche am Beginn der späten Hallstattzeit zur Entstehung der Heuneburg geführt haben. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, dass die Quellenbasis auch nach über 120 Jahren Heuneburg-Forschung zur Absicherung einer so weit reichenden Hypothese immer noch völlig unzureichend ist. Allerdings bieten Hypothesen im Allgemeinen den entscheidenden Vorteil, über die daraus abgeleiteten Folgerungen überprüfbar zu sein. Zu diesem Zweck haben die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg die nötigen Mittel bereitgestellt, um seit August 1999 mit dem Projekt „Heuneburg-Siedlungswesen“ die Frage



3 Siedlungen und Grabhügel um die Heuneburg, älterer Abschnitt von Hallstatt D. Kartengrundlage: Ausschnitt aus der orohydrologischen Karte L 7922, Abdruckgenehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az.: 2851.3-A/105.



4 Siedlungen und Grabhügel um die Heuneburg, jüngerer Abschnitt von Hallstatt D. Kartengrundlage: Ausschnitt aus der orohydrologischen Karte L 7922, Abdruckgenehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az.: 2851.3-A/105.

nach den Voraussetzungen zur Entstehung einer späthallstattzeitlichen Großsiedlung zu verfolgen.

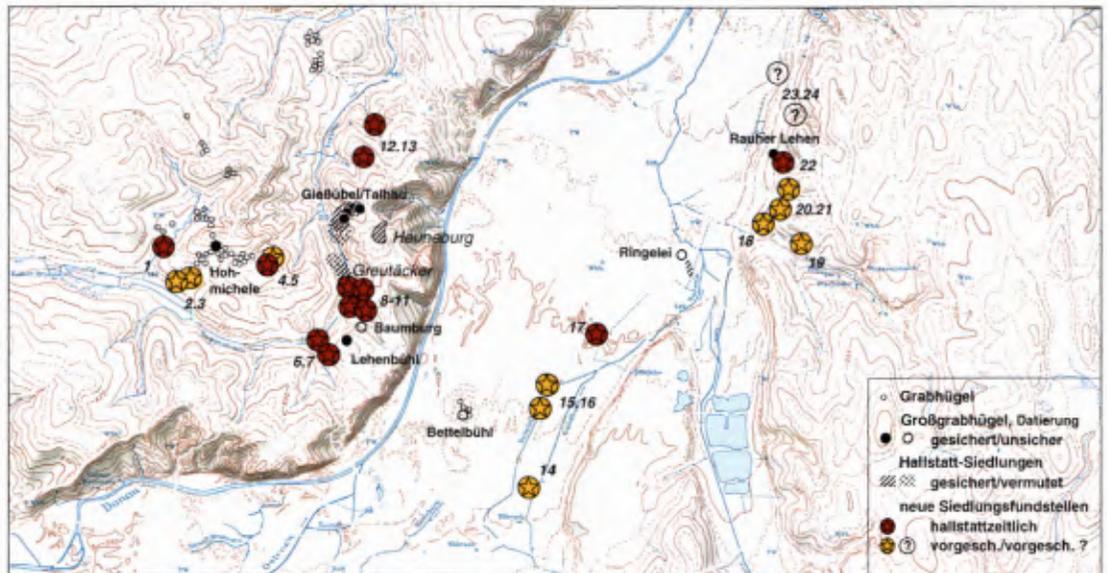
Prüfung der Hypothese

Mit der Herleitung der Hypothese sind die ersten Ansätze zu ihrer Überprüfung bereits vorgegeben. So wurde als erste Voraussetzung die große Distanz zwischen den älteren Großgrabhügeln und der Heuneburg betont. Nach den Hügelgrabungen in den Jahren zwischen 1876/77 und 1938 ist nur noch die Zeitstellung der Bettelbühl-Gruppe (Abb. 3, Nr. 4) offen. Da jedoch die Erstbestattungen in den Grabhügeln der frühen Späthallstattzeit (Anfang bis gegen Ende des 6. Jh. v.Chr.) fast ausnahmslos ebenerdig und nicht als Schachtgräber angelegt wurden, lässt sich die Frage durch Probebohrungen rasch überprüfen. Demgegenüber muss bei der mittelalterlich genutzten Baumburg und dem Ringelei bei Ertingen erst geklärt werden, ob es sich wirklich um einen mittelalterlich überbauten (Abb. 3, Nr. 3 Baumburg) bzw. einen stark verschleiften

Grabhügel (Abb. 3, Nr. 5 Ringelei) handelt. Hier wird zumindest bei letzterem eine Sondage endgültige Klarheit schaffen.

In der Folge müssen die postulierten Siedlungen in der Nachbarschaft der Nekropolen mit Großgrabhügeln aufgespürt werden. Zu diesem Zweck wurden in der kurzen Zeitspanne zwischen der letzten Ernteperiode und dem Ausbringen der neuen Saat systematische Feldbegehungen durchgeführt. Dabei wurde eine Fläche von insgesamt mehr als 250 ha nach Oberflächenfunden abgesucht. Zwar wurde im Umkreis der Großgrabhügel eine möglichst gleichmäßige Flächendeckung angestrebt, doch sind die Ergebnisse zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch sehr stark von Zufällen bestimmt. Abhängig von ganz unterschiedlichen Faktoren – angefangen von der Art des zuletzt angebauten Getreides über die Art der nachfolgenden Bodenbearbeitung, den Umfang des Zwischenbewuchses bis zum Sonnenstand bei der Begehung oder dem Umfang, in dem die nahe der Oberfläche gelegenen Funde zuvor durch Regen freigespült waren – bie-

5 Hallstattzeitliche Fundstellen im Umland der Heuneburg. Kartengrundlage: Ausschnitt aus der orohydrologischen Karte L 7922, Abdruckgenehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az.: 2851.3-A/105.



ten sich oft so unvergleichbare Beobachtungsbedingungen, dass Feldbegehungen zunächst nur geringe Aussicht auf Erfolg erwarten ließen. Der Eindruck schien sich anfangs denn auch zu bestätigen, solange die bevorzugt in den zentralen Abschnitten auf den Hochflächen durchgeführte Suche weitgehend ergebnislos blieb. Als dann aber die Begehung auf die Randbereiche der Hochflächen ausgedehnt wurde, übertraf das Ergebnis selbst die kühnsten Erwartungen.

So konnten bei den weit streuenden Hügeln der Hohmichele-Gruppe gleich zwei der gesuchten Fundstellen lokalisiert werden (Abb. 5, Nr. 1.4). In der unmittelbaren Nachbarschaft des Lehenbühl zieht sich ein dünner Fundschleier bis ins Neubaugebiet am Ortsrand von Hundersingen (Abb. 5, Nr. 6.7). Nördlich der Baumburg, die im Kern auf einen mittelalterlich überformten Großgrabhügel zurückgehen mag, erstreckt sich eine dichte Fundstreuung (Abb. 5, Nr. 8–11) bis zu den Hallstattbefunden, die zuletzt als Südausläufer der Außensiedlung im Gießübel/Talhaus aufgefasst wurden. Auf der gegenüberliegenden Donauseite ist am südlichen Ortsrand von Ertingen beim Ringelai für die Zeit um 600 v.Chr. ohnehin schon eine Siedlung durch eine größere Fundbergung belegt.

Damit bleibt beim Rauhen Lehen nur ein Gefäßbruchstück der späten Hallstattzeit (Abb. 4, Nr. 22); es wurde jedoch unmittelbar am Fuß des Rauhen Lehen aufgelesen, so daß darin wohl ein Streufund aus der Hügelschüttung zu sehen ist, der erst durch die in den beiden letzten Jahrhunderten erfolgten Abgrabungen an seinen späteren Fundort geriet. Obwohl in der Umgebung des Rauhen Lehen große Flächen abgesucht wurden, konnte keine weitere Siedlungsstelle lokalisiert werden. Sie könnte sich entweder auf den noch nicht begangenen Randlagen über der Donau-niederung im Westen oder innerhalb des mittler-

weile nahe an den Rauhen Lehen heranreichenden Ortsrandes verbergen. Bisher ohne Ergebnis verlief auch die Suche im Bereich der Bettelbühl-Hügel, da in der Donauniederung ausgedehnte Wiesenflächen bzw. die Dreschabfälle auf den dort besonders großen Maisplantagen einer systematischen Begehung entgegenstanden.

Zieht man aus der veränderten Quellenlage ein erstes Fazit, dann deutet sich erwartungsgemäß auch im Umland der Heuneburg – unbeschadet so mancher Vorbehalte im Detail – bereits zum jetzigen Zeitpunkt ein enger lokaler Zusammenhang zwischen hallstattzeitlichen Grabhügeln und Siedlungen an. Als Faustregel scheint zwischen Siedlungsplatz und Friedhof ein Abstand von höchstens 1 km vertretbar, wobei meist wesentlich kürzere Distanzen zu belegen sind.

Die Gültigkeit dieser Regel vorausgesetzt, sind zwei neu entdeckte Siedlungsfundstellen nachzutragen (Abb. 5, Nr. 12.13 und 17), zu denen bisher kein Friedhof bekannt ist. Nach der Topographie handelt es sich um eine terrassenartige Fläche am leicht geneigten Hang südwestlich von Binzwangen (Abb. 5, Nr. 12.13) bzw. um die breite Kiesterrasse zwischen Donau- und Schwarzachniederung nordwestlich von Herberdingen (Abb. 5, Nr. 17). In beiden Fällen dürften die zugehörigen Grabhügelfriedhöfe durch die landwirtschaftliche Nutzung schon längst verebnet sein und ein bezeichnendes Licht auf die Lücken in der Überlieferung einer ganzen Denkmälergruppe werfen.

Dadurch kommt umgekehrt den Hügeln im Wald westlich bis nordwestlich von der Heuneburg (Abb. 3, Nr. 1.8–12) eine besondere Bedeutung zu. Denn die aus heutiger Sicht ungewöhnliche Häufung von Grabhügeln in den vor Verebnung besser geschützten Waldflächen dürfte am ehesten eine Vorstellung von der einstigen Siedlungsdichte vermitteln. So ist nicht auszuschließen,

dass die in mehrere Teilgruppen zusammengefassten Hügel der Hohmichele-Gruppe jeweils eine eigene Siedlungsstelle repräsentieren (Abb. 5, Nr. 1.4).

Für die Wintermonate ist deshalb geplant, die Umgebung der im Wald gelegenen Grabhügel mit der Aufdeckung kleiner Rasterflächen auf Siedlungsreste zu überprüfen. Für die Flächenauswahl werden vorrangig die oben formulierten Lageverhältnisse zwischen Siedlungs- und Bestattungplatz ausgenutzt, so dass selbst dort begründete Hoffnung auf weitere Siedlungsnachweise besteht. Vor der Einsaat im Frühjahr und bei den im Laufe des Frühsommers bis auf Kniehöhe herangewachsenen Maispflanzungen bestehen dann wieder günstige Bedingungen für die Fortsetzung der Feldbegehungen. Im Übrigen ist es erforderlich, im Bereich der entdeckten Fundstellen größere Flächen aufzudecken, um die Baustruktur abzuklären sowie auf der Basis eines größeren Fundspektrums verlässlichere Angaben über den Beginn und die Dauer der Besiedlung zu gewinnen. Darüber hinaus sollte wenigstens eine dieser Siedlungen vollständig untersucht werden, um über die gesamte Siedlungsdauer hinweg entscheidende Anhaltspunkte für Änderungen der Relation zwischen Umfang und Einwohnerzahl zu erlangen. Genauso wichtig wäre die Kenntnis von Wirtschaft und Handwerk in den Kleinsiedlungen um die ökonomischen Grundlagen für die Bevölkerungskonzentration bei der Heuneburg überhaupt beurteilen zu können.

Weitere Perspektiven

Sobald die Vorgänge zu Beginn der späten Hallstattzeit an der Oberen Donau deutlicher hervortreten, öffnet sich im Hinblick auf die Heuneburg eine besonders von Althistorikern und historisch orientierten Soziologen verfolgte Perspektive. Denn mit dem oben beschriebenen Szenario einer stärkeren Entwicklung von Arbeitsteilung, der Konzentration größerer Bevölkerungszahlen, der Errichtung monumentaler Bauwerke oder

dem Auftreten von Prestigegütern sind ganz bestimmte Merkmale sog. Ranggesellschaften angesprochen. In der politischen Anthropologie bezeichnen diese Ranggesellschaften soziale Organisationsformen von einiger Spannweite und bilden die Voraussetzung für eine weitere Entwicklung zum archaischen Staat. Bei der Heuneburg – sie steht in dieser Hinsicht neben so bedeutenden Fundstellen wie Mykene, Tiryns oder Pylos – ist die entscheidende Schwelle zum archaischen Staat freilich nicht überschritten worden.

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Heuneburg-Siedlungswesen“ eröffnet über das konkrete Beispiel der Heuneburg hinaus den Blick auf die Veränderung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zustände, welche ihrerseits erst den Rahmen abgeben für die um 600 v. Chr. entstehenden Siedlungsschwerpunkte.

Literatur

K. Bittel/W. Kimmig/S. Schiek, Die Kelten in Baden-Württemberg (Stuttgart 1981) 369ff. Stichwort „Heuneburg“.

St. Breuer, Der archaische Staat. Zur Soziologie charismatischer Herrschaft (Berlin 1990).

F. Fischer, Frühkeltische Fürstengräber in Mitteleuropa. Antike Welt 1982, Sondernummer.

E. Gersbach, Die Baubefunde der Perioden IVc–IVa der Heuneburg. Röm.-Germ. Forsch. 53 (= Heuneburgstudien IX, Mainz 1995).

W. Kimmig, Die Heuneburg an der Oberen Donau. Führer arch. Denkmäler Baden-Württemberg 12 (Stuttgart 1983).

S. Kurz/S. Schiek, Bestattungsplätze im Umkreis der Heuneburg. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg (Manuskript 1995 abgeschlossen).

Dr. Siegfried Kurz

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48

72070 Tübingen



Späte Kelten in Südwestdeutschland

Forschungen zum Siedelwesen der Spätlatènezeit zwischen Neckar und Oberer Donau

Im Mittelpunkt des gerade abgeschlossenen DFG-Projektes „Spätkeltische Siedlungen“ stand nicht die Erforschung der großen, stadtartigen Oppida des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr., sondern die Suche nach kleinen ländlichen Siedelformen: Gehöften, Weilern und Dorfsiedlungen.

Günther Wieland

Von Oktober 1994 bis Oktober 1999 förderte die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein Projekt, dessen Zielsetzung die Gewinnung von Erkenntnissen über die ländliche Besiedlung Südwestdeutschlands am Ende der keltischen Zeit war. Insgesamt ist der Kenntnisstand zu den Bevölkerungsverhältnissen und Siedelstrukturen des 2. und 1. Jhs. v. Chr. in Süddeutschland nicht gerade üppig – verhältnismäßig gut kennen wir mittlerweile Teile der protourbanen „oppida“, stadtartigen Siedlungen, die zentrale Funktionen im Wirtschaftsgefüge hatten. Formen, spezielle Funktionen und Innenstrukturen dieser Großsiedlungen können im Einzelfall durchaus unterschiedlich sein.

Eine große Wissenslücke herrschte noch in der ersten Hälfte der 1990er Jahre, was das ländliche Siedelwesen der Spätlatènezeit anging. Auch das damit verknüpfte Problem des Übergangs zur römischen Zeit, vor allem die Frage der Kontinuität einer einheimisch-keltischen Bevölkerungskomponente, wurde (und wird immer noch) kontrovers diskutiert. Im Zuge der Forschungen konnten zwar nicht alle Probleme gelöst werden, es haben sich aber einige wichtige und weiterführende Erkenntnisse zur ländlichen Siedelweise und zu den Bevölkerungsverhältnissen im letzten Jahrhundert v. Chr. ergeben.

Erste Sondagen im Neckarraum

Nicht alle Sondagen und Grabungen im Rahmen des Forschungsprojektes haben den gewünschten Erfolg gebracht: Die im Herbst 1994 und Frühjahr 1995 durchgeführten Sondagen im Bereich der spätkeltischen Fundstellen „Bärenberg“ (Nürtingen, Kr. Esslingen) und „Rübholz“ (Oberboihingen, Kr. Esslingen) haben nur sehr spärliche Funde und Befunde erbracht. Hier hat sich sehr schnell gezeigt, dass durch die intensive landwirtschaftliche Nutzung und schweres Gerät

die Bodenerosion auf den Lößlehmfleichen der Filderebenen so weit fortgeschritten ist, dass man lediglich in Bereichen, wo durch Bodenfluktuation Kolluvien geschaffen wurden, mit einer guten Befunderhaltung rechnen kann.

Die Feinkartierung der spätkeltischen Fundstellen auf den Fildern und die Auswertung zufälliger Entdeckungen von ehrenamtlichen Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes hat dennoch zu verwertbaren Ergebnissen geführt: Es hat sich gezeigt, dass im unmittelbaren Vorfeld des Oppidums „Heidengraben“ mit einer relativ dichten ländlichen Besiedlung zu rechnen ist. Wesentlichen Anteil daran haben die Viereckschanzen, die man mittlerweile zum großen Teil als Gehöft-siedlungen ansehen darf, wobei das Funktions-



1 Grabung im Bereich des spätkeltischen Felsrefugiums „Schaufelsen“ bei Stetten am kalten Markt, Kr. Sigmaringen.



spektrum der Wall-Graben-Anlagen im Einzelfall durchaus verschiedene Aspekte beinhalten kann (s.u.).

Klar erkennbar ist der nahe liegende Bezug der Siedlungen zu Quellen, bzw. eine bevorzugte Lage an den Talrändern, am Oberlauf der kleinen Flüsse und Bäche (z.B. Körsch). Funde von Amphorenscherben im Kontext der ländlichen Siedlungen und am Heidengraben weisen im Übrigen darauf hin, dass der Neckar als Flusshandelsweg große Bedeutung hatte; vielleicht war diese günstige verkehrsgeographische Situation sogar einer der Gründe, dass hier das Oppidum „Heidengraben“ errichtet worden ist – in beherrschender Lage auf den Ausläufern der Alb, was eine gleichzeitige Kontrolle der Handelswege (auch Nord-Süd-Verbindungen durch die Schwäbische Alb) und des fruchtbaren Alborlandes ermöglichte. Die im Sommer 1995 durchgeführten Grabungen im Bereich eines im Luftbild entdeckten vermeintlichen gallorömischen Umgangstempels beim Kastell Emerkingen (Alb-Donau-Kreis) haben leider nicht die erhofften Ergebnisse gebracht. Hier war eine Untersuchung angesetzt worden, um eventuelle einheimisch-keltische Vorgängeranlagen zu erkunden, wie sie etwa auf dem Martberg im Moseltal nachgewiesen sind. Die Grabung hat ergeben, daß es sich bei dem Gebäude höchstwahrscheinlich nicht um einen Tempel, sondern um ein nicht näher definierba-

res Gebäude mit Umfassungsmauer gehandelt hat. Vorgeschichtliche Bebauung konnte zwar nachgewiesen werden, doch dürfte diese zu einer nahegelegenen spätbronzezeitlichen Siedlung gehören. Der Steinbau steht jedenfalls in einem gesicherten Zusammenhang mit dem seit claudischer Zeit belegten Kastell und orientiert sich an Holzbaubefunden des zugehörigen vicus.

Das spätkeltische Felsrefugium auf dem „Schaufelsen“

Wesentlich ergiebiger war die gleichzeitig durchgeführte Grabung im Bereich eines spätkeltischen Refugiums auf dem „Schaufelsen“ bei Stetten am kalten Markt (Kr. Sigmaringen) im Oberen Donautal. In einer fast unzugänglichen Lage in der steilen Felswand war hier eine Terrasse künstlich verebnet und gegen den Steilhang abgesichert worden (Abb. 1 und 2). Die hier geborgene spätkeltische Grobkeramik (Abb. 3) zeigt so deutliche Bezüge zur Keramik des Oppidums Altenburg-Rheinau und des frühromischen Militärlagers Dangstetten, dass eine späte Zeitstellung innerhalb der Spätlatènezeit als sicher anzusehen ist. Diese Situation führte zur weiteren Beschäftigung mit spätkeltischen Höhlenfunden von der Oberen Donau, in deren Verlauf weitere, bislang unbekannte Fundstellen und Funde aufgenommen werden konnten. Die regelrechte Häufung

2 Der „Schaufelsen“ in schwer zugänglicher Lage hoch über dem Donautal. Foto: O. Braasch, LDA, Nr. L 7920/042B-01, 8. 7. 1995.

3 Spätkeltisches Gefäß mit Kammstrich-Grübchen-Verzierung vom „Schaufelsen“.

spätkeltischer Funde in den Höhlen des Oberen Donautals darf geradezu als charakteristisch angesehen werden – im Gegensatz zum fast völligen Fehlen spätkeltischer Funde in den Höhlen der Ostalb. Dies führt zu der Vermutung, dass sich hier lokale Unruhezeiten widerspiegeln, welche höchstwahrscheinlich mit den frühesten römischen Vorstoßversuchen zur Oberen Donau im Zusammenhang stehen. Vereinzelt römische Funde früherer Zeitstellung könnten durchaus in diesem Zusammenhang zu verstehen sein. Im Sommer 1996 wurde ein Ausschnitt einer spätkeltischen Siedlung bei Hermaringen (Kr. Heidenheim) im Brenztal untersucht. Die Lage des Siedelplatzes auf einer Tuffterrasse nahe der Brenz ist im heutigen Geländere relief nicht mehr auszumachen, weil sie durch Auelehmbildung gleichsam nivelliert wurde. Doch scheint auch dieser Lagetyp für spätkeltische Siedelplätze charakteristisch zu sein, wie mehrere vergleichbare Situationen gezeigt haben. In Hermaringen wurden die spätkeltischen Siedelreste leider von einer frühalamannischen Siedlung des 4. Jhs. überlagert. Die Fundarmut und relativ wenige Überschneidungen führten dazu, dass nur wenige Befunde sicher der spätkeltischen Zeit zugewiesen werden konnten. Hervorzuheben ist hier ein bogenförmig geführter Sohlgraben, der die Siedlung gegen das Hinterland abgegrenzt hat, aber wohl mehr dem Hochwasserschutz bzw. der Ableitung eines Baches gedient hat, als der Verteidigung.

Die Viereckschanzen – ländliche Siedlungen

Wegen Kürzung der Finanzmittel im Landeshaushalt konnte im Sommer 1997 für das Projekt keine größere Untersuchung im Gelände durchgeführt werden. Stattdessen wurden kleinere Fundkomplexe und die umfangreichen Funde aus

4 Grabung im Felsrefugium „Schaufelsen“.



der Viereckschanze von Ladenburg (Rhein-Neckar-Kreis) aufgearbeitet. Mittlerweile darf man sicher sagen, dass es sich bei den spätkeltischen Viereckschanzen um ein Charakteristikum des ländlichen Siedelwesens handelt. Ihre Wurzeln liegen sicher noch in der Mittellatènezeit, auch gibt es aus Bayern und Baden-Württemberg Hinweise, dass sie die spätkeltischen Oppida zeitlich zum Teil überdauert haben. Die Ladenburger Schanze liegt bereits an der nördlichen Peripherie des Verbreitungsgebietes. Ihr Fundmaterial zeigt wegen der Lage im Neckarmündungsgebiet (linksrheinische Einflüsse) interessante Unterschiede zu den Funden der Viereckschanzen in Südwürttemberg. Importfunde, neben einem Weißmetallspiegel und verzierten Eimerbeschlägen aus Gallien, vor allem Scherben von Weinamphoren, belegen die bereits angesprochene große Bedeutung des Neckars für die vorgeschichtliche Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Südwestdeutschlands. Besonders deutlich wird das beim Transport von schweren Gütern wie Weinamphoren, die wo immer möglich mit Flussschiffen transportiert wurden. Die Forschungen im Zuge des Projektes haben ergeben, dass der Neckar die unmittelbare Verbindung des Oppidums „Heidengraben“ zu der europaweit bedeutendsten „Wasserstraße“ Rhône-Rhein war. Ähnliche Einflüsse der Verkehrswege auf die Siedelstrukturen zeichnen sich für die Obere Donau, bzw. das Ablachtal ab (s.u. bei Mengen-Ennetach).

Die Viereckschanze von Mengen-Ennetach

Für die Frage nach der spätkeltischen Besiedlung und dem Übergang zur römischen Herrschaft in Südwestdeutschland haben sich die Grabungen 1998 in der Viereckschanze von Mengen-Enne-

tach (Kr. Sigmaringen) im Oberen Donautal als am ergiebigsten erwiesen. Hier konnten in der spätkeltischen Viereckschanze und dem angeschlossenen Annex-Grabenwerk Siedelstrukturen untersucht werden, welche die gesamte Spätlatènezeit umfassen (Abb. 5). Außerdem konnten wesentliche Erkenntnisse zur weiteren Erforschung der Viereckschanzen gewonnen werden. Es kann mittlerweile als sicher angesehen werden, dass das große Annex-Grabenwerk eine jüngere Erweiterung der Viereckschanze darstellt, vermutlich sogar in der Art, dass der Süd- und Westgraben der Schanze in diesem Zusammenhang als funktionslos aufgegeben und allmählich verfüllt wurden, während der Ostgraben evtl. nochmals neu ausgehoben oder von eingeflossener Material befreit wurde.

Ein im Südosten der Viereckschanze freigelegter Grundriss eines mächtigen Pfostenbaus von etwa 19 × 12 m Grundfläche zeigt ebenfalls mehrere Bauphasen, in deren Verlauf das Gebäude zunächst vergrößert, dann wieder verkleinert wurde. Mit großer Wahrscheinlichkeit lassen sich Brandreste in der mittleren Grabenfüllschicht und der oberen Verfüllung eines Brunnenschachtes (s.u.) mit einem Schadenfeuer synchronisieren, welches Phase 3 des Gebäudes zerstört hat. In der Folge wurde die Phase 4 des Gebäudes errichtet und evtl. auch schon der Annex angelegt.

Zwischen diesem Gebäude und der Ostecke der Viereckschanze wurde ein 1,8 m tiefer Brunnenschacht freigelegt (Abb. 6). Reste der quadratischen Holzverschalung von ca. 1,2 m Seitenlänge waren als Verfärbung erhalten. Unter den Funden ist ein eiserner Gefäßhenkel mit Tierköpfen und ein in großen Teilen erhaltenes grobkeramisches Gefäß hervorzuheben. Weitere Brunnenschächte sind auf Luftbildern im Bereich des Annexareals zu erkennen, ebenso die Spuren großer Pfostenbauten, die in ihren Dimensionen noch über das Gebäude in der Viereckschanze hinausgehen. Das Fundmaterial zeigt wesentliche Unterschiede zum bislang bekannten Spektrum aus Viereckschanzen: ein überaus hoher Anteil handgemachter Grobkeramik und die große Seltenheit von Scheibenware sind hervorzuheben, auch sind die sonst häufigen Schüsselformen deutlich unterrepräsentiert. Die Verzierung der Grobkeramik besteht meist aus Kammstrich-Grübchen-Dekor, plastischen Warzen und sehr grobem Kammstrich (Abb. 8). Gelegentlich kommen ringförmige Einstiche und Kammstrichbögen vor. Einige Fragmente importierter Weinamphoren vom Typ Dressel 1 erklären sich mit der Lage der Ennetacher Viereckschanze am hier vorbeiführenden Fernhandelsweg vom Hochrhein zur Donau (s.u.). Es wurden bislang keinerlei Glasfunde geborgen, ebenso fehlen Schmuck- und Trachtbestandteile



5 Luftaufnahme der Viereckschanze von Mengen-Ennetach während der Grabung. Deutlich zeichnen sich außerhalb der Grabungsfläche der südliche und westliche Viereckschanzengraben sowie der südliche Teil des 400 m langen Annexgrabens als Bewuchsmerkmal ab. Foto: O. Braasch, LDA, Nr. 7920/060-01, 21. 5. 1998.

6 Brunnschacht in der Viereckschanze von Mengen-Ennetach während der Ausgrabung. Die quadratische Holzverschalung zeichnet sich als dunkle Verfärbung ab.



aus Bronze. Besonders hinzuweisen ist auf das Unterteil einer spätkeltischen Schwertscheide und eine der seltenen Pfeilspitzen. Die Funde sprechen für eine relativ späte Zeitstellung der Anlage innerhalb des Spätlatène. Mit großer Wahrscheinlichkeit können wir auch noch für die 2. Hälfte des 1. Jhs. v.Chr. mit einer Besiedlung rechnen.

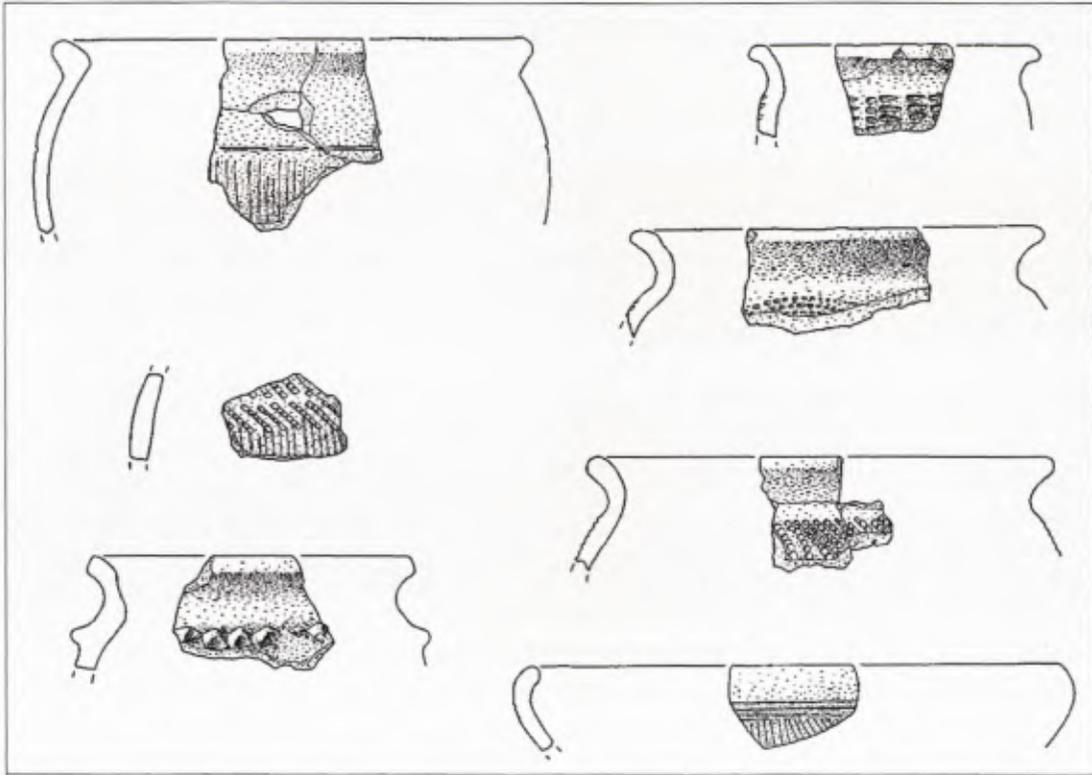
Zwei Eisenfibeln aus dem Ostgraben lassen sogar auf eine Nutzung der Anlage bis in claudische Zeit schließen. Ob die Besiedlung im Bereich der Viereckschanze kontinuierlich bis zur Ankunft des römischen Militärs andauerte oder ob die Fibeln zu einer Anlage (Sicherung der Donaufurt?) im Zusammenhang mit der Errichtung des Militärpostens auf dem Ennetacher Berg gehören, lässt sich

bislang noch nicht sagen, dazu müsste man die gesamten Baustrukturen im Bereich des Annex-Grabenwerkes untersuchen.

Die Region an der Oberen Donau zwischen Mengen und Herbertingen war wegen der hier verlaufenden Fernhandelswege schon in der Bronze- und Hallstattzeit von großer Bedeutung, was sich in Funden wie den spätbronzezeitlichen Wagengräbern von Mengen oder der Anlage des hallstattzeitlichen Fürstensitzes „Heuneburg“ äußert. Dies scheint auch in spätkeltischer Zeit noch der Fall gewesen zu sein. Darauf weisen jedenfalls die Konzentration keltischer Viereckschanzen und die Funde von importierten Weinamphoren in dieser Region hin. Hier ist der zweite bedeutende Fernhandelsweg für Süddeutschland belegbar (vgl. oben das Neckartal), nämlich die Verbindung vom Rhönetal über das Schweizer Mittelland, den Hochrhein (Oppidum Altenburg-Rheinau) und das Ablachtal zur Oberen Donau. Der Transport von Amphoren donauabwärts wurde wohl wieder mit Lastkähnen durchgeführt. Das Oppidum von Manching bei Ingolstadt scheint sich als östlicher Endpunkt dieser Route zu bestätigen. Es drängt sich die Frage auf, warum sich in einer so hervorragenden verkehrsgeographischen Situation an der Oberen Donau kein Oppidum etabliert hat. In vergleichbaren Lagen ist das geschehen (Basel, Altenburg-Rheinau). Angesichts der Häufung spätkeltischer Funde in der Region – auch in den Höhlen (s.o.) – stellt sich andererseits sogar



7 Der Annex-Graben der Ennetacher Viereckschanze, Grabung 1998.



8 Grobkeramik aus der Viereckschanze von Mengen-Ennetach. Zeichnung: A. M. Moll.

die Frage, ob sich dieses „Oppidum“ (im Sinne einer Großsiedlung, die nicht zwangsläufig befestigt gewesen sein muss) vielleicht auch noch unentdeckt im Boden der Sigmaringer Region verbirgt.

Der Gedanke, dass die wirtschaftlichen Strukturen der im 5. Jh. v.Chr. untergegangenen hallstattzeitlichen Heuneburg die Grundlagen und Wurzeln einer offenbar anders gearteten latènezeitlichen Besiedlung der Region darstellen, lässt sich nicht beweisen, ist aber verlockend und plausibel zugleich. Jedenfalls scheint es immer wieder zu kleinräumigen Siedlungsverlagerungen innerhalb der Region gekommen zu sein, die ihre Hintergründe sowohl in der Führung der Verkehrswege als auch in naturräumlichen Veränderungen gehabt haben können. Die hier erarbeiteten Ansätze für die Erforschung wirtschaftsgeschichtlicher und verkehrsgeographischer Fragen zur spätkeltischen Kultur gilt es jedenfalls weiter zu verfolgen.

Literatur

G. Wieland, Späte Kelten in Südwestdeutschland – Zum Stand des DFG-Forschungsprojektes „Spätkeltische Siedlungen“. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1997, 76–78.

G. Wieland, Die keltische Viereckschanze „Am Wasserbett“ in Ladenburg. In: R. Ludwig/B. Rabold (Hrsg.), Kultur(ge)schichten – Archäologie am Unteren Neckar. Arch. Informationen Baden-Württemberg 34 (Stuttgart 1997) 17–20.

Archäologie im Umland der Heuneburg. Neue Ausgrabungen und Funde an der Oberen Donau zwischen Mengen und Riedlingen. Arch. Informationen Baden-Württemberg 40 (Stuttgart 1999).

Dr. Günther Wieland

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36

76133 Karlsruhe



Topografie des römischen Walheim

In den 80er Jahren führten ausgedehnte archäologische Grabungen in Walheim am Neckar zur Freilegung eines großen Teils der dortigen römischen Kastellsiedlung. Die Auswertung dieser Untersuchungen findet zur Zeit im Rahmen des DFG-Projektes „Topographie des römischen Walheim“ statt. Der Beitrag zeigt, welche Einblicke in die römische Geschichte des Ortes dadurch möglich geworden sind.

Klaus Kortüm / Johannes Lauber

In den letzten Jahrzehnten wurde die Arbeit der Bodendenkmalpflege zunehmend von großen Flächengrabungen bestimmt, die durch die Erweiterung der Städte und Gemeinden, die Ausweisung von Gewerbegebieten oder Infrastrukturmaßnahmen ausgelöst wurden. Dabei spielt die im Jahre 1972 erfolgte Gründung des Landesdenkmalamtes eine nicht unerhebliche Rolle, weil dadurch die Strukturen geschaffen wurden, die für die Durchführung solch umfangreicher Maßnahmen notwendig sind.

Zu den Großprojekten gehören auch eine Reihe von international beachteten Untersuchungen in Städten und stadtartigen Siedlungen der römischen Zeit. Diese Denkmälergattung bildet einerseits ein charakteristisches Element der heimischen Archäologie, andererseits nahmen die Siedlungen auch schon in der Antike zentrale Positionen in Verkehr, Wirtschaft, Kultur und Verwaltung ein. Mit den Orten, die um römische Standlager herum entstanden, tritt die staatliche Komponente hinzu. Wegen der Rolle, die die römische Armee in den bevölkerungsarmen, wenig erschlossenen Grenzregionen Nordwesteuro-

pas spielte, wurde die an sich militärisch motivierte Verteilung der Truppen ein entscheidender Faktor bei der Genese der Siedlungs- und Kulturlandschaft an Rhein und Donau. Daher fokussieren sich in der Erforschung der römischen Siedlungen Südwestdeutschlands vielfältige historisch-politische wie archäologisch-kulturelle Aspekte.

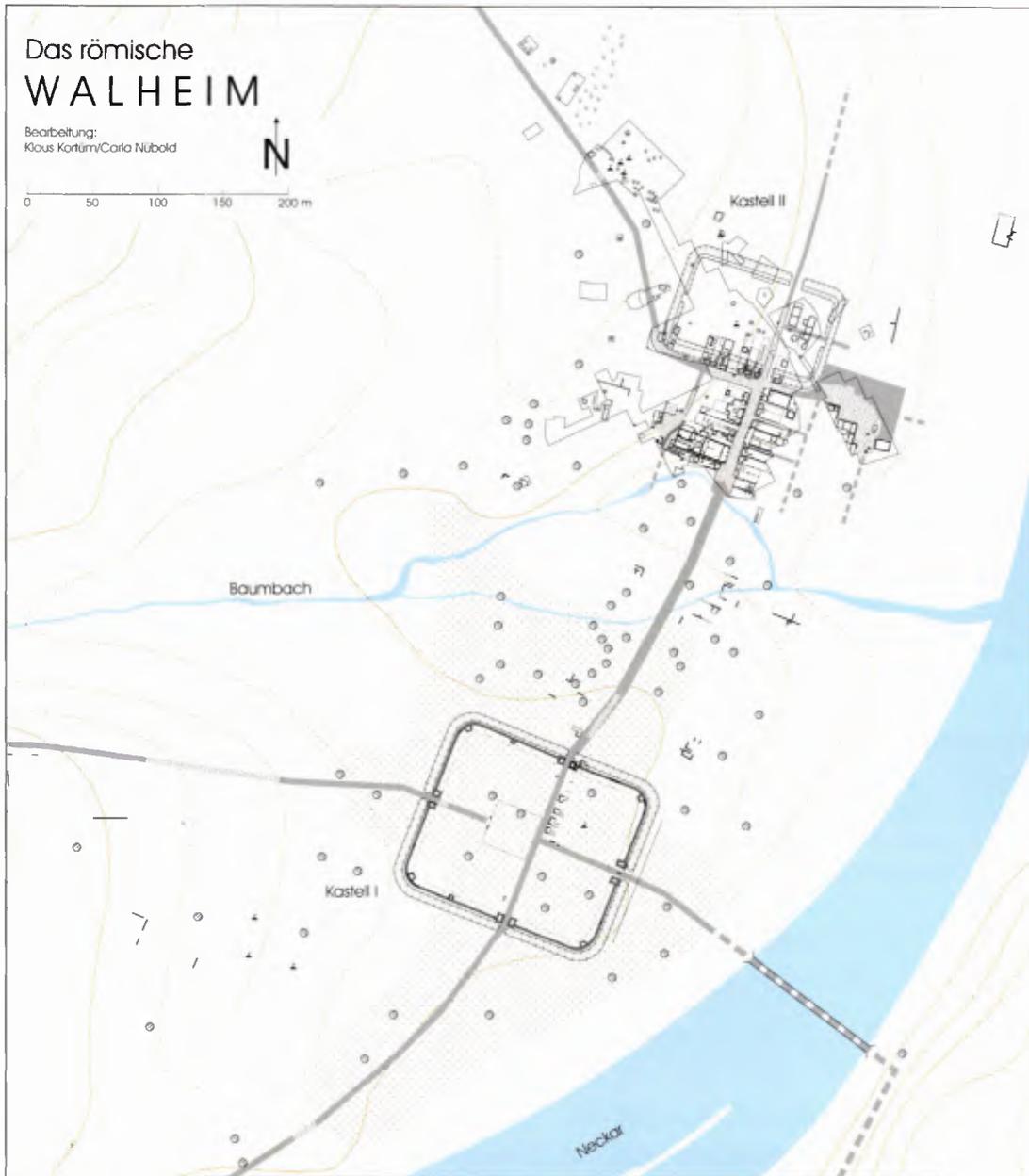
Fragen nach dem baulichen Inventar der Städte, nach der Architektur der privaten und öffentlichen Bauten oder der geschichtlichen Entwicklung lassen sich nur bei großräumigen Einblicken in die Struktur eines Ortes angehen. Das wird besonders augenfällig, wenn man bedenkt, dass die römischen Niederlassungen in der Regel ausgedehnte Gebilde waren, die flächenmäßig ihre mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Nachfolger übertrafen.

Das Beispiel Walheim

Ein Beispiel dafür ist Walheim im Kreis Ludwigsburg, ca. 30 km nördlich von Stuttgart zwischen Besigheim und Kirchheim am Neckar gelegen.



1 Im nördlichen Randbereich der Siedlung wurden in den 80er Jahren umfangreiche römische Baureste freigelegt.



2 Die römische Besiedlung im Neckartal bei Walheim. Der zwischen 1980 und 1989 ergrabene Siedlungsausschnitt liegt im Norden. Die gepunktete Fläche im Süden markiert den historischen Ortskern der heutigen Gemeinde.

Ausgelöst vom Neubau einer Umgehungsstraße und der Ausweisung eines Gewerbegebietes konnte zwischen 1980 und 1989 im Gewinn „Badstube“ ein gut 2,2 ha großes Areal der römischen Siedlung ausgegraben werden, das bis dahin noch nicht überbaut war. Im Verlauf der Untersuchungen ergaben sich nicht nur großflächige Aufschlüsse zu römischen Wohn- und Wirtschaftsbauten, sondern auch Einblicke in eine überraschend differenzierte Siedlungsstruktur, die sich sowohl aus zivilen wie aus militärischen Elementen zusammensetzt. Unter Berücksichtigung der Zahl und Vielfalt der Befunde, der Fülle des Fundmaterials sowie der Intensität der Untersuchung sind der Umfang der Grabungen ebenso wie die Qualität der Befunde bis heute einmalig in Süddeutschland (Abb. 2).

Die Notwendigkeit einer systematischen Sichtung und Auswertung der Feldforschungen – angesichts der tagtäglichen Anforderungen an die

Denkmalpflege eigentlich immer ein Problem – ist bei einem solchen Großprojekt besonders gegeben. Dabei sollte man zu beachten, dass nicht nur die Wissenschaft von der Analyse profitiert, sondern auch die praktische Denkmalpflege: Denn nur wenn die Ergebnisse zurückliegender Grabungstätigkeiten in die Planung und Durchführung aktueller Vorhaben eingehen können, ist die berechtigte Forderung der Öffentlichkeit nach einem sachgerechten und effizienten Einsatz beschränkter (Haushalts-)Mittel zu erfüllen.

Das DFG-Projekt

Es ist daher erfreulich, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft auf Antrag von Professor Planck die Auswertung der Walheimer Grabung in ihr Förderungsprogramm aufgenommen hat und seit 1995 unterstützt. Ferner ist der Wüstenrotstiftung für einen namhaften Spendenbeitrag

zu danken. Ende 2000 soll das Projekt mit der Vorlage der Ergebnisse abgeschlossen sein.

Die zahlreichen Einzelbeobachtungen sowie die Menge der Funde in Verbindung mit den komplexen Ansätzen der heutigen Forschung – die auch in der Provinzialrömischen Archäologie von zunehmender Spezialisierung gekennzeichnet ist – machten es notwendig, bei der Aufarbeitung der Grabung „Badstube“ Schwerpunkte zu setzen. Die Auswertung konzentriert sich daher auf die Baubefunde, ihre Deutung und Geschichte. Diesem Zweck dient auch die Bearbeitung des Fundmaterials, das unverzichtbare Beiträge zur sachlichen und zeitlichen Interpretation der Befunde liefert.

Daraus ergab sich als erstes Ziel die Anfertigung eines archäologischen Gesamtplans, der sämtliche Befunde der Grabung erfasst und auswertend wiedergibt. Dieser Plan wurde als Computergrafik erstellt, um jederzeit auf bereits erfasste Bereiche zugreifen zu können und um die Fortschreibung bzw. Anpassung an den aktuellen Auswertungsstand zu erleichtern. Gleichzeitig wurde eine Dokumentationsdatenbank aufgebaut, die neben einer kurzen Beschreibung auch Zugang zu dem mit den Befunden verknüpften Fundmaterial gewährt. Diese Dokumentation steht auch auswärtigen Wissenschaftlern zur Verfügung, um eigene Forschungsansätze verfolgen zu können. Solche Spezialuntersuchungen sind z. T. bereits angelaufen.

Im Folgenden sollen einige besonders interessante Aspekte der laufenden Auswertungsarbeiten vorgestellt werden.

Kastelle als Kristallisationspunkte der Siedlungsentwicklung

Eine der wichtigsten Entdeckungen der Grabungen war das am nördlichen Rand der römischen Siedlung liegende Kastell II. Es konnte zu zwei Dritteln untersucht werden und gehört damit zu der kleinen Zahl von Kastellen in Deutschland, die umfassend ergraben sind und deren Baugeschichte detailliert erforscht ist (Abb. 3).

Der Walheimer Militärbau ist eine Holz-Erde-Anlage, die im Gegensatz zu den übrigen Kastellen am Neckar nie in Stein ausgebaut wurde. Mit einer Größe von ca. 0,6 ha gehört das Lager in die Gruppe der Numeruskastelle. Diese bildeten neben den Standlagern für Alen und Kohorten das zweite Standbein der römischen Grenzorganisation. Sie dienten in der Regel kleinen Einheiten (numeri) als Unterkunft. Sie wurden z.B. im Odenwald und Taunus angelegt, d.h. in Regionen, die unzugänglich waren und weniger intensiv gesichert werden mussten. Man findet sie aber auch in der Nachbarschaft von größeren Lagern.

Ein solcher Fall liegt in Walheim vor. Dank der Tätigkeit der Reichslimeskommission ist hier nämlich bereits seit über 100 Jahren ein 2,1 ha großes Kohortenlager (Kastell I) bekannt gewesen. Im Zentrum des mittelalterlichen Dorfes gelegen, war es bereits lange vor seiner Entdeckung vollständig überbaut (vgl. Abb. 2). Unsere Kenntnis der Anlage beschränkt sich daher auf den Verlauf der steinernen Umwehrgung sowie die Position der Tore. Wahrscheinlich besaß das Kastell eine Vorgängeranlage aus Holz an gleicher Stelle, wie eine kleine Untersuchung in den 70er Jahren ergeben hat.

Das Kohortenkastell gilt als Stützpunkt des Neckarlimes, der unter den Kaisern Domitian oder Traian mit Stationen von Königen bis Wimpfen angelegt wurde. Zusammen mit Abschnitten im Odenwald, am Main und im Taunus fungierte der Limes als Grenzsicherung der Provinz Obergermanien. Für die Besetzung des Walheimer Steinkastells wird die *cohors I Asturum* in Anspruch genommen, eine ursprünglich in Spanien ausgehobene ca. 500 Mann starke Hilfstruppe, die schon seit geraumer Zeit in der Provinz Obergermanien stationiert war, zuletzt mutmaßlich im Rhein-Main-Gebiet.

Da in Walheim nunmehr zwei Kastellanlagen bekannt sind, stellt sich die Frage nach dem zeitlichen und funktionalen Verhältnis der beiden Lager. Ein Blick auf die Siedlungstopographie gibt einen ersten Fingerzeig (Abb. 2). Bei Walheim biegt der Neckar in einem weiten Bogen nach Osten, wo er am Fuße eines 80 m hohen Prallhanges entlangfließt. Gegenüber breitet sich im Tal eine segmentförmige Fläche aus, die nur relativ wenig über den Flusspegel ragt. Sie ist im Rücken von Höhenzügen eingeschlossen. Zugang bietet das Tal des Baumbaches, der – das Segment halbierend – in den Neckar mündet.

Das römische Walheim breitet sich über das gesamte Gelände zwischen der Flussaue und den Hängen aus. Die nachgewiesene Ausdehnung beträgt entlang des Neckars ca. 1000 m, in West-Ost-Richtung ca. 500 m. Die Kastelle hat man auf zwei flachen Plateaus südlich bzw. nördlich des Baumbaches errichtet. Ihre Lagerstraßen bilden den Ausgangspunkt einer durch das Tal führenden Straße, die zugleich die Hauptachse der zivilen Besiedlung ist. Deren Überreste konzentrieren sich im Raum zwischen den Kastellen. Dieses Siedlungsbild legt den Verdacht nahe, dass beide Anlagen gleichermaßen an der Entwicklung des Ortes beteiligt gewesen sind.

In dieselbe Richtung weist eine wichtige Beobachtung im Bereich der Grabungen der 80er Jahre. Demnach verläuft ein aus dem Südtor des Numeruskastells kommender Entwässerungsgraben mitten unter der in der Flucht des Tores liegenden

Hauptstraße weiter. Dies ist kaum anders zu interpretieren, als dass das Numeruskastell zusammen mit der Straße entstanden ist. Gleiches wurde schon seit jeher auch für das Kohortenkastell im Süden angenommen. Eine direkte Bestätigung gibt es hierfür freilich nicht. Wegen der starken Überbauung dürfte eine Klärung auch kaum mehr möglich sein. Damit kommt der Analyse der Baugeschichte des neuen Kastells eine besondere Bedeutung für die Ortsgeschichte zu. Aber auch für sich genommen erwies sich die Anlage als interessant und aufschlussreich.

Das Numerus-Kastell

Das Kastell II ist mehrphasig. Zwei Hauptperioden sind zu unterscheiden (Abb. 3). In der ersten Periode stehen im Inneren sechs längs ausgerichtete Pfostenbauten. Das Gebäude A kann aufgrund seines charakteristischen Grundrisses als Mannschaftsbaracke angesprochen werden. Die nur teilweise ergrabenen Bauten C und D in der nördlichen Hälfte sind wohl wie Bau A als Unterkünfte zu ergänzen. Bei dem dazwischenliegenden Gebäude B handelt es sich vermutlich um einen Stall oder eine Wagenremise. Einige parallele Reihen von Pfostenlöchern nahe der Lagermitte deuten auf einen Speicher mit erhöhtem Boden (I). Südlich der Unterkunft A scheint ein Schuppen (K) an den Umfassungswall, eine Rasensodenmauer, angebaut gewesen zu sein. Von dieser sind außer den darin integrierten Tor- und Zwischentürmen aus Holz keine Reste vorhanden. Nach außen

wird das Lager von einem doppeltem Spitzgraben abgeschlossen. Auffällig ist das Fehlen der üblichen Zentralbauten eines regulären römischen Kastells, die der Verwaltung, dem Kult und der Unterbringung des Kommandanten dienten. Diese Beobachtung ist für die Frage nach der Funktion der Anlage wichtig.

Eine zweite Periode

Die erste Periode hat nur kurzen Bestand gehabt, Hinweise auf Reparaturen oder Umbauten fehlen. Stattdessen tauchen in der Folgezeit Gebäude auf, die zwar ohne Rücksicht auf die frühere Nutzung angelegt wurden, sich aber innerhalb der Umwehrgrenze halten. Eine Erneuerung und Verbreiterung des äußeren Kastellgrabens deutet an, dass die Umwehrgrenze in irgendeiner Form weiterbestanden hat. Eines der neuen Gebäude (E) liegt quer vor der Rückfront des Lagers. Es umfasst mehrere nebeneinander angeordnete, große Räume oder Höfe. Seine Wände stehen in Pfostengräben. Einen imposanten Eindruck muss die entlang der südlichen Außenseite befindliche Halle G gemacht haben. Ihre Pfostengruben entsprechen in den Dimensionen denen der Kastelltürme. Die Halle setzt sich jenseits der Straße fort (Bau H). Die Gesamtlänge beträgt ca. 75 m. Ein weiteres Gebäude (F) besteht aus um einen Hof gruppierten kleineren Kammern. Dieses Bauschema ist aus zivilen wie militärischen Zusammenhängen gut bezeugt und wird als Magazin angesprochen. Die Zweckbestimmung der übrigen



3 Überblick über die Bau-
befunde des Kastells II
mit den die ursprünglichen
Innenbebauung über-
lagernden Großbauten E,
F, G und H.



4 Die ältesten Funde Walheims stammen aus der Latrine einer der Mannschaftsbaracken im Kastell II. Sie datieren in die Zeit um 100 n.Chr.

Gebäude ist nicht ohne weiteres ersichtlich, es handelt sich aber sicher ebenfalls um Nutzbauten. Die Überschneidung des Baus F mit E und G zeigt, dass die Periode 2 in mindestens zwei verschiedenen ausgestattete Bauphasen zu unterteilen ist.

Der östliche Teil des Lagers wird von einem Badegebäude mit Steinfundamenten beherrscht (2). Es gehört in Periode 2 und zieht über eine frühere Straße. Zu dem Bad gehört ein Schwitzraum in Form eines Rundbaus. Dieser steht nur scheinbar isoliert, denn beide Bauteile waren ursprünglich mit einem aus Holz errichteten Vorbau verbunden, der als Eingang und Umkleideraum diente. Der separate Schwitzraum ist eine architektonische Lösung römischer Bäder des 1. Jhs. und kommt am Limes normalerweise nicht mehr vor. Neben dem Bad liegt ein weiteres Steingebäude (1). Es ist vermutlich gleichzeitig mit dem Bad errichtet worden, seine Funktion bleibt unklar. Zentrale Bedeutung für die Anfangsdatierung

des Kastells kommt den Funden aus einer Latrine im Kopfbau der Mannschaftsbaracke A zu (Abb. 4). Demnach kann die Periode 1 in traianische Zeit gesetzt werden. Auf das gleiche Anfangsdatum deuten auch die übrigen feinkeramischen Funde aus dem Kastellareal, die mit spätsüdgalischen Sigillataimporten einsetzen. Material, das zwingend früher zu datieren wäre, ist aus Walheim bisher nicht bekannt geworden. Dies passt zu der stratigraphischen Stellung des Holz-Erde-Kastells. Das Ergebnis ist auch für die in den letzten Jahren wieder verstärkt diskutierte Frage nach dem zeitlichen Beginn des Limes am Neckar von Bedeutung.

Nachmilitärische Nutzung des Geländes

Die Bearbeitung der Funde aus dem zugefüllten zweiten Lagergraben und dem Abbruchschutt

des Schwitzbades hat ergeben, dass das Kastellgelände um die Mitte des 2. Jhs. eingeebnet wurde. Die Bauten der Periode 2 haben demnach spätestens zu diesem Zeitpunkt ihre Funktion verloren. Die Abbrucharbeiten stehen im Zusammenhang mit dem Auftauchen von zivilen Häusern auf dem Kastellgelände. Sie richten sich an der Straße aus, die in West-Ost-Richtung außen am Kastellgraben entlangläuft. Dazu mussten die neuen Häuser quer über die Umwehrung geführt werden. Auch sonst nahm man keine Rücksicht mehr auf die alten Kastellstrukturen, das Gelände wurde neu eingeteilt und zur Nutzung vergeben (Abb. 6). Diese dritte Periode bedeutet demnach zwar das Ende des Kastells, nicht aber der Besiedlung des Geländes. Auf die Bauten der dritten Periode wird im Zusammenhang mit der Fundanalyse nochmals zurückzukommen sein.

Und die Funktion?

Es bleibt die Frage nach der Funktion des Holz-Erde-Kastells II neben dem Kohortenkastell I im Süden. Dieses kann als normales Standquartier einer regulären römischen Hilfstruppeneinheit angesehen werden. Dazu passt auch der Ausbau in Stein. Dagegen muss der neu entdeckte Stützpunkt spezielle Aufgaben erfüllt haben. Diese scheinen nur kurzfristig aktuell gewesen zu sein, darauf deutet jedenfalls die mehrfache Änderung der baulichen Ausstattung innerhalb eines engen Zeitrahmens. Dies macht die Walheimer Anlage einzigartig und besonders interessant. Leider lassen sich über die konkreten Funktionen nur Vermutungen anstellen. Die Holzgebäude der Periode 2 sind am ehesten als Magazine oder Werkhallen zu deuten, so dass man das Ensemble als staatliches Depot oder Umschlagplatz interpretieren könnte. Die Gebäude der Periode 1 sprechen dagegen für die Anwesenheit von Mannschaften; ca. 100 Mann ließen sich in den Kasernen unterbringen. Da diese Art der Nutzung auf die Frühzeit beschränkt war, bestand die Aufgabe der ersten Besatzung möglicherweise im Aufbau Walheims bzw. der Infrastruktur (Straßen, Häfen, Beschaffung und Transport von Baumaterial usw.). Dass die römische Armee keineswegs nur als Kampftruppe fungierte, sondern als ausführende staatlich-politischer Vorgaben in vielfältiger Weise mit ihrem provinziellen Umfeld in Kontakt trat, ist hinlänglich bekannt. Die Existenz einer damit in Zusammenhang stehenden baulichen Einrichtung – so lässt sich die Funktion der Walheimer Anlage vielleicht verallgemeinern – wirft die Frage auf, ob nicht auch noch andere Kastelle, bisher unerkannt, Sonderfunktionen besessen haben könnten. Hier zeigt sich, dass auch bei einer scheinbar so gut bekannten Denkmäler-

kategorie wie die der römischen Kastelle dank großflächiger Untersuchungen überraschende Perspektiven auftauchen können, die zu einer Neubewertung älterer Befunde anregen.

Die Siedlung im Umfeld

Die obigen Ausführungen belegen, dass die Baugeschichte des Kastellgeländes von einer gewissen Diskontinuität geprägt ist. Dagegen verlief die Entwicklung der Strukturen südlich des Numeruskastells gleichförmiger. Beiderseits der aus dem Tor kommenden Hauptstraße entstanden private Häuser (Abb. 5). Knapp 20 von ihnen konnten beinahe komplett untersucht werden. Sie weisen die für die meisten Kleinstädte in den nordwestlichen Grenzprovinzen typische Form auf, zu deren Kenntnis nicht zuletzt auch die Walheimer Grabungen beigetragen haben. Es sind die sog. Streifenhäuser, d.h. auf schmalen, quer zur Straße hin platzierten Grundstücken nebeneinander errichtete „Reihenhäuser“. Die Hausfront liegt etwas zurückversetzt, den Kontakt zur Straße vermittelt eine Portikus für Passanten. Die Breite der Häuser schwankt zumeist zwischen 5 m und 9 m, die Länge zwischen 20 m und 25 m. Die Dächer sind in der Regel giebelförmig zu rekonstruieren. Dahinter folgt ein Hof, in dem man Anbauten, Schuppen, Werkplätze, Latrinen, verschiedene Abfall- oder Materialgruben, gelegentlich auch Brunnen antrifft. Die Gesamtlänge der Grundstückspartellen betrug beiderseits der Hauptstraße einheitlich 40 m. Die Walheimer Grundstücke waren somit in der Regel nicht größer als 200 bis 400 qm.

Werkhallen, Läden, Wohnungen

Die Häuser dienten als Werkstätten, Verkaufsräume und Wohnungen. Sie ähneln einander und bestehen im einfachsten Fall aus hintereinander aufgereihten Zimmern mit einem Verbindungsfuß auf der Seite, bei breiteren Grundstücken aus differenzierteren Räumen bis hin zu Hallen und Mittelfluren. An der Frontseite liegen in der Regel Läden oder sonstige Einrichtungen mit Publikumsverkehr (z.B. Kneipen), kenntlich an den breiten Zugängen ohne tragende Wände. Typisch sind auch die holzgedeckten Keller, die unter dem vorderen oder hinteren Teil der Häuser angelegt wurden. Dass dabei die vorderen Keller ganz oder teilweise unter der Portikus, gleichsam direkt unter den Füßen der Passanten, liegen, mag zunächst befremdlich erscheinen, erklärt sich jedoch daraus, dass bei der gedrängten Bauweise nur so Kellerfenster mit Luft- und Lichtzufuhr möglich waren. Insgesamt gesehen erscheinen die Häuser wie aus standardisierten architektonischen Elementen

zusammengesetzt, ohne dass ein Bau dem anderen gleicht. Entsprechend der Lage an der Hauptstraße steht zu vermuten, auch wenn sich das im Einzelnen nur schwer nachweisen lässt, dass die Bewohner der Häuser ihren Lebensunterhalt überwiegend durch Handwerk, Handel und Dienstleistungen verdienten. Nur im Falle des quer zur Straße liegenden Gebäudes 22 mit rechteckiger Apsis ist eine öffentliche Funktion als Amtslokal oder Markthalle anzunehmen.

Häufiger kam es zu kleineren und größeren Umbauten innerhalb der Häuser. Dies führt zu einem komplexen archäologischen Befundbild, das nicht immer vollständig in seine einzelnen Phasen aufzulösen ist. Deutlich wird jedoch, dass die großen Veränderungen in einen umfassenden Kontext eingebunden sind und nur in den seltensten Fällen auf individuelle Bauentscheidungen einzelner Hausbesitzer zurückgehen. Man kann vielleicht von einem übergreifenden Entwicklungsrhythmus sprechen, dem die Straßenzüge unterlagen.

Der Walheimer Ortskataster – Ergebnis zahlreicher Umbauten

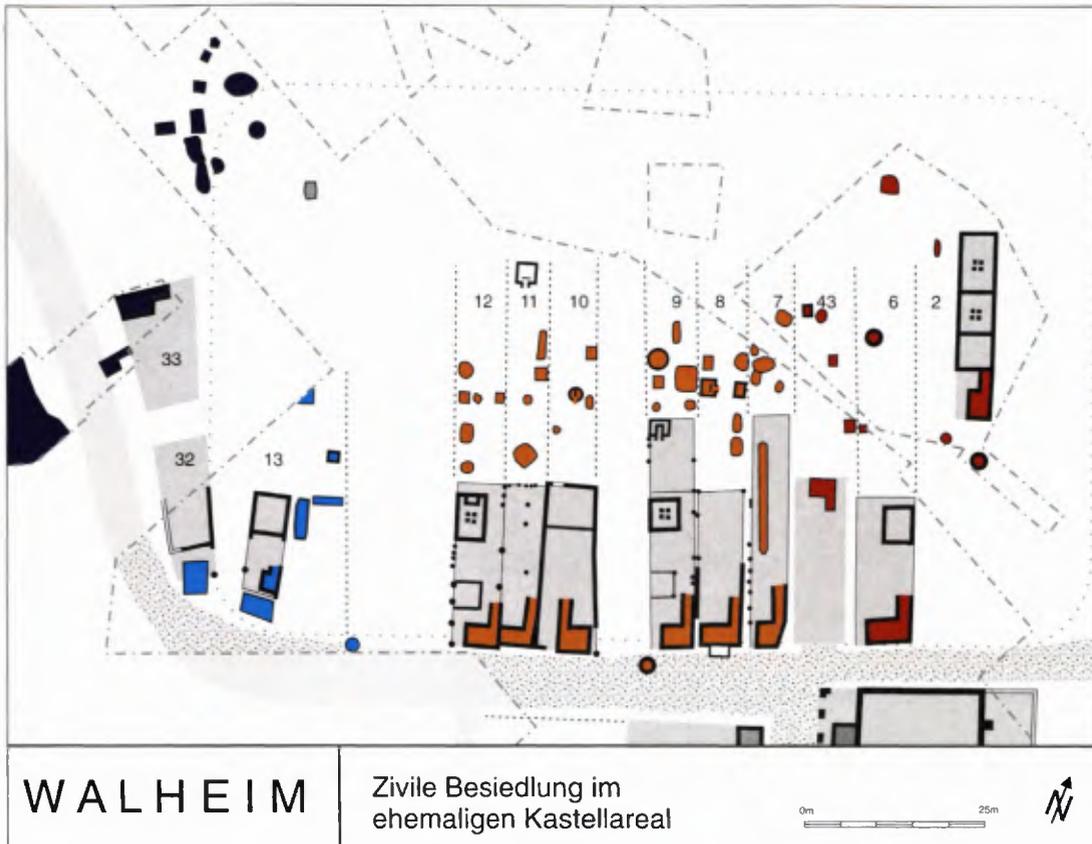
Die ältesten Gebäude entlang der Hauptstraße sind wie im Kastell als Pfostenbauten in Pfostengräben ausgeführt. Sie könnten noch gleichzeitig mit der Periode 1 des Numeruskastells entstanden sein, jedenfalls beginnt die Fundüberlieferung

auch in dessen Vorfeld mit spätsüdgallischer Sigillata. Die Struktur der Erstbesiedlung ist für die weitere Baugeschichte bestimmend geblieben. Die damals abgesteckten Parzellen bestanden in der Regel in den nachfolgenden Perioden weiter. Es konnte aber zu Teilungen oder Zusammenlegungen von Grundstücken kommen. Letztlich unterscheidet sich die Entwicklung des Walheimer „Stadtkatasters“ also kaum von neuzeitlichen Verhältnissen. Mal blieb ein Grundstück über viele Jahre in gleicher Hand, mal kam es zu Veräußerungen, eher selten mussten Bauten neuartigen Strukturen weichen. Das war z.B. beim Gebäude 22 mit der Apsis der Fall, das quer über drei früheren Parzellen liegt.

In der zweiten Bauperiode findet beim zivilen Hausbau der Übergang zur Schwellbalkenkonstruktion statt, die man unmittelbar über die einplanierten Vorgängerbauten setzte. Ein ursächlicher oder zeitlicher Zusammenhang mit dem Wechsel von Periode 1 zu 2 im Kastell besteht nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht. Ihr Ende findet die Bauperiode durch einen Großbrand. Er ist beiderseits der Hauptstraße nachgewiesen, nicht aber im Kastellareal. Offensichtlich handelt es sich um keine plötzlich hereingebrochene Katastrophe, wie ein Schadensfeuer oder einen feindlichen Überfall, sondern die Häuser waren bereits aufgegeben, als es gebrannt hat. Alle Häuser sind danach wieder aufgebaut worden. Dies geschah z.T. im unmittelbaren Anschluss



5 Schematische Ansicht der Bebauung im Grabungsareal westlich der Hauptstraße. Dargestellt sind die Überreste aus dem Zeitraum von ca. 130 bis 240 n. Chr. Darunter liegt noch eine weitere Siedlungsperiode aus der Anfangszeit der Siedlung.



6 Übersicht über die Verteilung der zivilen Streifenhäuser und deren mutmaßlichen Parzellen im ehemaligen Kastellgelände. Die Parzellen können zu verschiedenen Blöcken zusammengefasst werden, die jeweils unterschiedliche Entwicklungen durchgemacht haben. (Zu den Farben vgl. Abb.7).

an den Brand, z.T. offenbar auch erst später. Weiterhin bleibt die Schwellbalkenkonstruktion üblich, wenn auch verstärkt Fundamente aus Stein zur Anwendung kamen. Nur ein Teil der Walheimer Häuser wurde jemals ganz aus Stein errichtet.

Ein Brand und der Abzug des Militärs

Interessant ist der Zeitpunkt des Brandes, der sich etwa in der Mitte des 2. Jhs. ereignete. Gerade die Jahre um 160 n.Chr. sind im Neckarraum eine Zeit großer Veränderungen. In diese Epoche fällt z.B. die Verlegung der Truppen an die Linie des äußeren Limes ca. 50 km östlich des Neckars. Damals dürfte auch die *cohors I Asturum* aus dem Walheimer Kohortenkastell nach Mainhardt gekommen sein. Offenbar im Zusammenhang damit wurde die militärische Verwaltung des Umlandes zugunsten einer zivilen Selbstverwaltung aufgegeben. Einige der früheren Kastellplätze stiegen zu Verwaltungszentren auf. Dass diese politischen Vorgänge Einfluss auf die Entwicklung der Ansiedlungen am Neckar genommen haben, ist anzunehmen, doch blieben die konkreten Folgen bisher weitgehend im Dunkeln. In Walheim stellt sich die Frage, ob der Brand zufällig in die Mitte des 2. Jhs. datiert oder ob eine Verbindung mit dem Truppenabzug vorliegt. Geht man davon aus, dass ein guter Teil der Walheimer Bevölkerung den abziehenden Soldaten gefolgt ist, was aufgrund der engen wirtschaftlichen und persönlichen Bande nicht unwahr-

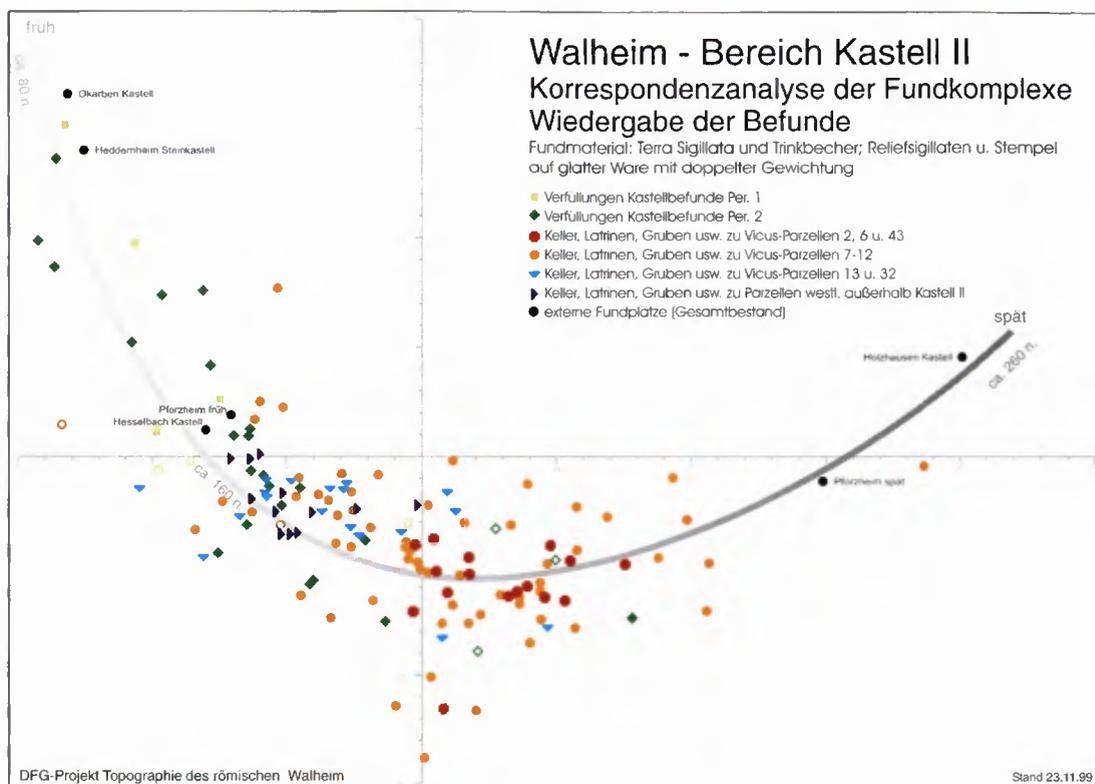
scheinlich erscheint, so könnte der Brand als Abriss aufgegebener Wohnquartiere interpretiert werden. Solche Überlegungen gewinnen an Wahrscheinlichkeit, wenn man berücksichtigt, dass scheinbar auch an anderen Stellen Walheims um die Mitte des 2. Jhs. größere Änderungen im Siedlungsgefüge stattgefunden haben. Offenbar setzt sich die Geschichte des Ortes aus einem Mosaik verschiedenartiger, z.T. gegenläufiger Erscheinungen zusammen. Es dürfte einer der interessantesten Aspekte der zukünftigen Forschungen sein, diesen Entwicklungen und ihren Ursachen im Detail nachzugehen.

Darin ist auch die Behandlung des Fundmaterials einzubeziehen. Diese konzentriert sich gegenwärtig auf die Funde aus dem Kastell und dessen ziviler Überbauung. Ihre Bearbeitung hat exemplarischen Charakter für den Gesamtbestand.

Statistische Keramikanalyse als Mittel der historischen Einordnung

Um unabhängig von der Befundbearbeitung eine Vorstellung von der Abfolge der Baustrukturen zu bekommen, schien uns die Korrespondenzanalyse als die geeignete Methode. Bei diesem statistischen Verfahren werden Typen und deren gemeinsames Vorkommen in Einheiten mathematisch geordnet. Der Vorteil der Methode liegt u.a. auch darin, dass die errechnete Anordnung frei von subjektiven Einschätzungen ist. In einem ersten Versuch haben wir uns für unsere Berech-

7 Eine statistische Auswertung der Feinkeramikfunde aus Befunden wie Kellern, Latrinen oder Gruben usw. ermöglicht die chronologische Differenzierung und historische Einordnung der Siedlungsentwicklung.



nung auf die klar definierten Formen der Terra Sigillata und der feinkeramischen Becher aus geschlossenen Befunden konzentriert. Es ist in der Archäologie ein oft beobachtetes Phänomen, dass sich Kulturen in ständigem Wandel befinden. So unterscheidet sich das Formenspektrum eines römischen Fundplatzes des 1. Jhs. von einem des 3. Jhs. Auf die Walheimer Verhältnisse bezogen, müsste sich demnach dieser Wandel im Fundmaterial der Fundkomplexe der Perioden 1–3 niederschlagen. Um die Befunde von Walheim in einem größeren Zusammenhang betrachten zu können, wurden zusätzlich externe Fundhorizonte in die Berechnungen mit einbezogen. Als Referenzmaterial für die Wende vom 1./2. Jh. dienen hierbei die Funde aus den Kastellen Okarben bzw. Hedderheim, für die erste Hälfte des 2. Jhs. das Kastell Hesselbach und für das 3. Jh. die späten Befunde von Pforzheim und das Kastell Holzhausen. Betrachtet man nun die von der Korrespondenzanalyse errechnete Verteilung, welche in der Abbildung 7 bildlich dargestellt wird, spannen die Fremddorte eine Fläche auf, in die sich die Walheimer Gruben/Latrinen/Keller usw. komplett einfügen. Die Kastellbefunde schließen an Okarben und Hedderheim an. Sie konzentrieren sich im Bereich zwischen Okarben und Hesselbach. Die ältesten Walheimer Befunde sind demnach jünger als der Horizont des Okarbener Kastells. Die spätesten Kastellbefunde liegen noch rechts des Fundplatzes Hesselbach, d.h. sie werden erst nach der Mitte des 2. Jhs. verfüllt. Die Befunde der nachkastellzeitlichen Periode werden im Folgenden gruppenweise betrachtet,

wobei die im Siedlungsgefüge erkennbaren Blöcke zusammengefasst werden (vgl. Abb. 6). Die Fundkomplexe im Nordwesten von Kastell II bilden eine sehr homogene Gruppe, sie liegen in der Abb. 7 bei den späten Kastellbefunden und sind von diesen nicht eindeutig zu unterscheiden. Sie könnten z.T. noch in die Zeit von Kastell II zurückreichen und bestanden sicher nur kurz über die Mitte des 2. Jhs. hinaus. Eine ebenfalls klar abgrenzbare Gruppe bilden die Fundkomplexe der Parzellen 2, 6 und 43 im Osten des ehemaligen Kastellareals. Sie finden sich ausschließlich in der rechten Hälfte unserer Grafik. Dies deutet darauf hin, dass die zivile Nutzung dieser Parzellen erst später als in den übrigen Bereichen, d.h. etwa ab dem Ende des 2. Jhs. begonnen hat. Die Befunde der mittleren Parzellen 7–12 überlappen sich z.T. mit denen der Kastellperiode 2. Dies widerspricht scheinbar der stratigraphischen Abfolge. Erklärbar wird dieser Umstand, wenn man annimmt, dass bei der Zufüllung viel älteres Material in die jüngeren Befunde gelangt ist. Dies ist insbesondere bei den in den Kastellgraben eingetieften Holzkellern anzunehmen, die bald nach Beginn der zivilen Besiedlung wieder zugefüllt und durch solche aus Stein ersetzt wurden. Auch ebnete man die Kastellgräben erst im Zusammenhang mit der zivilen Überbauung ein, so dass der zeitliche Abstand der daraus stammenden Funde zu denen der ersten zivilen Phase gering ist. Für die Befunde der Grundstücke 13 und 32 im Südwesten gilt grundsätzlich das für die Parzellen 7–12 Gesagte. Im Gegensatz zu Letztgenannten

fehlen im Südwesten jedoch Hinweise auf eine länger andauernde Siedlungstätigkeit. Interessanterweise schließen sich die Befunde der Parzellen 13 und 32 mit den von 2, 6 u. 43 im Osten an.

Erst durch die Fundanalyse wird demnach deutlich, dass die zivilen Parzellen unterschiedliche zeitliche Nutzungsschwerpunkte aufweisen, was im archäologischen Befund so nicht zu erkennen gewesen ist. Da die Fundkomplexseriation der Walheimer Funde keine Überlappung mit typischen Fundhorizonten des 3. Jhs. – wie den späten Befunden von Pforzheim oder dem Kastell Holzhausen – aufweist, hat sich zudem ergeben, dass die Besiedlung im ehemaligen Kastellareal bereits deutlich vor 260 n. Chr. ihr Ende fand.

Außer den Autoren sind zurzeit folgende Damen und Herren an der wissenschaftlichen Bearbeitung der Walheimer Grabung entweder durch Expertisen oder eigenständige Beiträge beteiligt: Dr. C. Carreras Monfort, Barcelona u. cand. phil. U. Ehmig, Mainz (Amphoren; militärische Versorgung), Dr. U. Klein, Württembergisches Landesmuseum (Münzen; Chronologie), Dr. M. N. Filgis, Landesdenkmalamt (Werksteine; Rekonstruktionen), Priv. Doz. Dr. G. Schneider, Berlin u. M. Daskiewicz, Warschau (Keramik-

analysen, Fehlbrände; Herkunft früher Importkeramik), Prof. G. Hauptmann, Bochum (Gusstiegel; Handwerksproduktion), Dr. G. Gassmann (Schlacken; Handwerksproduktion), Dr. J. Kokabi/Prof. M. Kokabi, Nenzingen (Tierknochen; Ernährung), Dipl. agr. biol. M. Friedrich, Hohenheim (Holzproben; Dendrochronologie).

Literatur

D. Planck, Das römische Walheim. Ausgrabungen 1980–1988. Arch. Informationen Baden-Württemberg 18 (Stuttgart 1991).

K. Kortüm/J. Lauber, Der Walheimer Nordvicus. Aus der Arbeit des DFG-Projektes „Topographie des römischen Walheim“. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1997, 121–125.

K. Kortüm/J. Lauber, Truppen, Töpfer, Häuslesbauer. Archäologie in Deutschland 1/2000, 6–11.

Dr. Klaus Kortüm

Dr. Johannes Lauber

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Silberburgstraße 193

70178 Stuttgart

Von der Antike ins Frühmittelalter

Die in der Forschung kontrovers diskutierte Frage des Übergangs von der Römerzeit zur Völkerwanderungszeit im 3. nachchristlichen Jahrhundert wird in dem DFG-Projekt „Die römisch-völkerwanderungszeitliche Siedlung Wurmlingen“ untersucht. In der zerstörten Villa ließen sich für fast 100 Jahre Germanen nieder.

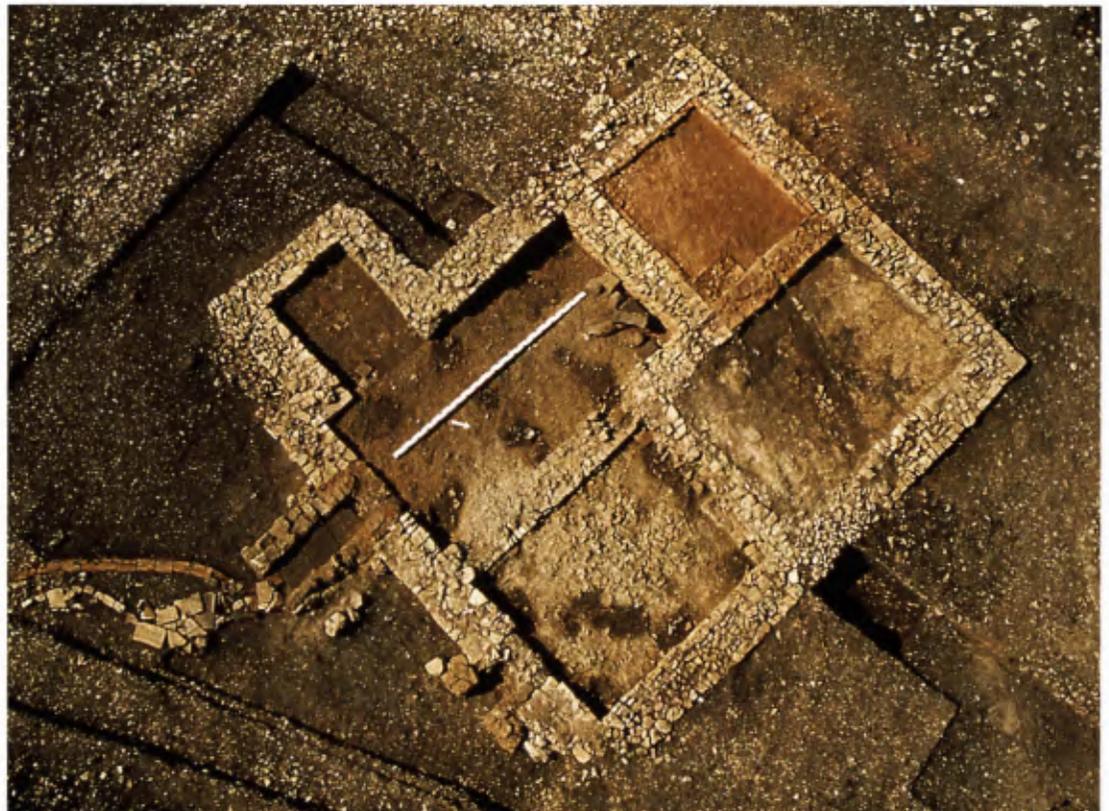
Marcus Reuter

Von 1993–1995 wurde durch die Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg am Westrand der Gemeinde Wurmlingen (Kr. Tuttlingen) ein kleinerer römischer Gutshof archäologisch untersucht. Der Fundplatz befindet sich nur 3 km nördlich von Tuttlingen/Donau. Anlass für die Ausgrabung des aus drei Steingebäuden bestehenden Gutshofes – Haupthaus, Wirtschaftsbaus und Bad (Abb. 2) – bildete die unmittelbar bevorstehende Erschließung eines Neubaugebietes. Der in einer Höhe von 680 m ü.NN gelegene römische Siedlungsplatz bot für das Betreiben von Landwirtschaft eher ungünstige Voraussetzungen. Daher dürfte die in unmittelbarer Nähe vorbeiziehende Fernstraße von Straßburg an die Donau für die Bewohner der Wurmlinger Anlage einen nicht unwesentlichen Wirtschaftsfaktor dargestellt haben. Tatsächlich kamen im Verlauf der drei Grabungskampagnen eine Anzahl von Fundobjekten zutage, die in den Bereich „Pferd und Wagen“ gehören.

Die römische Villa

Nach ihrer Gründung um etwa 100 n.Chr. existierte die zunächst in Holzbauweise, später dann in Stein ausgebaute villa rustica bis kurz nach der Mitte des 3. Jhs., als sich Rom aus dem südwestdeutschen Raum zurückzog. Seine besondere wissenschaftliche Bedeutung erhält der Gutshof Wurmlingen durch den Umstand, dass dort unmittelbar nach dem Weggang der letzten römischen Bewohner neu eingewanderte Germanen sesshaft wurden. Wie entsprechende Münzfunde (Abb. 3) zeigen, errichteten die Neankömmlinge schon kurz nach 260 n.Chr. zwischen den verfallenden Mauern mehrere kleinere Bauten in ihrer traditionellen Holzbauweise. So entstand z.B. im Bereich des alten römischen Hauptgebäudes ein kleines Grubenhaus, das offensichtlich wirtschaftlichen Zwecken diente. Weitere frühvölkerwanderungszeitliche Pfostenlöcher in diesem Areal des Hauptgebäudes las-

Bronzener Adlerkopfaufsatz eines römischen Reisewagens aus dem Brandschutt im Keller des Hauptgebäudes, um 230 n. Chr.



1 Senkrechtaufnahme auf das römische Badegebäude von Wurmlingen: die ehemaligen Pfostenlöcher des germanischen Holzbaues sind als dunkle Verfärbungen erkennbar.

sen leider keine zusätzlichen Gebäudegrundrisse erkennen.

Eine alamannische Siedlung im Badegebäude

Der zweifellos interessanteste Befund wurde jedoch im ehemaligen Badegebäude angetroffen: Hier hatten die germanischen Siedler einen Teil der Innenmauern herausgebrochen und die beiden Hypokaustheizungen entfernt, so dass innerhalb der noch aufrecht stehenden Außenmauern ein windgeschütztes Areal von 6,3 m x 3,6 m entstand (Abb. 1). Dort erbaute man, die noch erhaltene römische Mauersubstanz geschickt ausnutzend, einen kleinen zweischiffigen Speicherbau aus Holz, dessen Pfosten in den antiken Estrich eingeschlagen waren (Abb. 4). Die römische Villenruine dürfte damals nicht nur wegen ihrer verkehrsgünstigen Lage, einer unmittelbar benachbarten Quelle sowie dem brachliegenden Ackerland einen attraktiven Siedlungsplatz dargestellt haben. Sicherlich stellte auch das in den Trümmern befindliche Altmetall einen nicht zu unterschätzenden Anreiz für die Neueinwanderer dar. Dass herumliegende Eisen- und Bronzeobjekte gezielt eingesammelt und wiederverwertet wurden, ließ sich jedenfalls im Verlauf der archäologischen Untersuchungen mehrfach belegen. Zeugnis dieser Aktivitäten sind u.a. mehrere z.T. angeschmolzene römische Bronzeobjekte aus den germanischen Siedlungsschichten, aber auch rund 20 kg an Schlacken, die beim Umschmieden des Alteisens anfielen. Da das jüngste datierbare Fundstück dieses Platzes ein 347/348 n.Chr. geprägter Folles des Kaisers Constans darstellt, scheint die Villenruine wohl bald nach der Mitte des 4. Jhs. endgültig verlassen worden zu sein. Ein großes alamannisches Gräberfeld des 6./7. Jhs. im Ortskern von Wurmlingen könnte darauf hindeuten, dass sich damals die Siedlung in die Talsenke hinunter verlagert hat, auch wenn entsprechende Funde des 5. Jhs. dort bislang noch fehlen.

Die Bearbeitung

Die wissenschaftliche Auswertung der römischen und frühvölkerwanderungszeitlichen Befunde von Wurmlingen wurde erst durch ein zweijähriges Postdoktoranden-Stipendium, das dem Verfasser von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewährt wurde, ermöglicht. Zusätzliche Unterstützung erfährt die Arbeit durch die Abteilung für Provinzialrömische Archäologie der Universität Freiburg sowie durch die Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, das besonders die Anfertigung der Fundzeichnungen



sowie die Durchführung von naturwissenschaftlichen Untersuchungen ermöglicht hat. Im Rahmen der seit Januar 1998 laufenden Bearbeitung wurde zunächst die römische und frühvölkerwanderungszeitliche Siedlungsgeschichte von Wurmlingen in fünf Perioden untergliedert:

1. Die römische Holzbauphase (90/110 n.Chr. – 160/170 n.Chr.)
2. Die römische Steinbauphase I (160/170 n.Chr. – 190/210 n.Chr.)
3. Die römische Steinbauphase II (190/210 n.Chr. – 230/240 n.Chr.)
4. Die römische Steinbauphase III (230/240 n.Chr. – 255/260 n.Chr.)
5. Die germanische Siedlungsphase (260/270 n.Chr. – Mitte 4. Jh. n.Chr.)

Die Funde

Als ein besonders glücklicher Umstand erwies sich im vorliegenden Fall, dass rund 80% des geborgenen Fundmaterials einer bestimmten Siedlungsphase zugewiesen werden konnten. Dadurch liegt für alle fünf Siedlungsabschnitte ein jeweils ausreichend großer Bestand an Fundobjekten vor, so dass mögliche Veränderungen z.B. beim Küchengeschirr, der Tracht usw. nachvollzogen werden können. Besonders bei der Zusam-

2 Rekonstruktionszeichnung der Wurminger villa rustica um 200 n. Chr. mit Badegebäude (links), Wirtschaftsbaus (Mitte) und Wohnhaus (rechts). Zeichnung: A. Höhler.

5 *Bronzene Pantherfibel mit Vertiefungen für Emailleinlagen. Mitte 2. Jh. n. Chr., Länge 4,1 cm.*



3 *In Köln 261 n. Chr. geprägter Antoninian des Postumus; gefunden in germanischer Siedlungsschicht.*

mensetzung des Küchengeschirrs lässt sich für Wurmlingen im Verlauf der 150jährigen römischen Besiedlungsgeschichte ein deutlicher Wandel nachweisen, der wohl auf Veränderungen der Speisegewohnheiten zurückzuführen ist. Ob dieser mutmaßliche Ernährungswandel sich auch in den zahlreich gefundenen Tierknochen widerspiegelt, lässt sich wegen der noch andauernden Untersuchungen vorläufig nicht beurteilen. Immerhin bieten die rund 4000 Knochenfunde, die den verschiedenen Siedlungsphasen zugewiesen werden können, eine statistisch ausreichende Grundlage, um mögliche Veränderungen bei Viehhaltung und Jagd nachzuweisen. Der kulturelle Bruch, der kurz nach der Mitte des 3. Jhs. in Wurmlingen fassbar ist, erstreckte sich – dies zeigte sich während der Auswertung immer deutlicher – auf nahezu alle archäologisch fassbaren Lebensbereiche: Keramik, Tracht, Siedlungsweise usw. änderten sich binnen kürzester Frist so grundlegend, dass man in Wurmlingen schwerlich ein Verbleiben von alteingesessenen romanischen Bevölkerungsteilen vermuten möchte. Dabei sind nicht nur signifikante Veränderungen wie etwa die völlige Abkehr von der Steinbauweise, sondern auch ebenso Veränderungen in kleinen Detailbereichen des alltäglichen Lebens zu konstatieren. Stellvertretend sei hier nur ein Beispiel angeführt: Während sich in allen vier römischen Siedlungsperioden immer wieder einzelne Schuhnägel fanden, die sich von den genagelten Sandalen der Villenbewohner



gelöst hatten, fehlen derartige Funde in dem nachfolgenden germanischen Fundniederschlag völlig. Ganz offensichtlich trugen die neuen Siedler also keine genagelten Schuhe mehr. Diese und verschiedene andere Beobachtungen lassen den grundlegenden kulturellen Wandel, der sich mit der Ankunft der germanischen Siedler in Südwestdeutschland ab der 2. Hälfte des 3. Jhs. vollzog, in seltener Deutlichkeit erkennbar werden. Die Veröffentlichung der kurz vor dem Abschluss stehenden Untersuchungen ist in der Reihe „Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg“ vorgesehen.

Literatur

- G. Fingerlin, Frühalamannische Siedler in einem römischen Gutshof bei Wurmlingen, Kreis Tuttlingen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1993, 207–210.
- M. Reuter, Ein bemerkenswerter römischer Bronzefund sowie frühalamannische Siedlungszeugnisse aus einer villa rustica bei Wurmlingen, Kreis Tuttlingen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1994, 186–189.
- M. Reuter, Germanische Siedler des 3. und 4. Jhs. in römischen Ruinen: Ausgrabungen des Bade- sowie des Wirtschaftsgebäudes der villa rustica von Wurmlingen, Kreis Tuttlingen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1995, 204–208.

4 *Detailaufnahme eines germanischen Pfostenlochs im römischen Estrich.*



Dr. Marcus Reuter

LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Marienstraße 10 a
 79098 Freiburg/Breisgau

Forschungen über alamannische Textilien

Archäologische Textilien wurden nur selten bei kulturhistorischen Untersuchungen berücksichtigt. In diesem DFG-Projekt sollen bei der Auswertung der alamannischen Textilien und anderer Funde und Befunde der technologische Stand und die Bedeutung des Textilhandwerkes für die alamannische Wirtschaft herausgestellt werden.

Johanna Banck-Burgess

Ein Forschungsvorhaben vorzustellen, das sich erst in der Startphase befindet und noch mit keinen Ergebnissen aufwarten kann, erscheint zunächst wenig sinnvoll.

Je mehr ich jedoch darüber nachdachte, desto nachhaltiger wurde mir die einmalige Situation bewusst, in der man sich in dieser Forschungsphase befindet und die hier zum Ausdruck gebracht werden soll: Die Hoffnung auf aussagekräftige Quellen ist noch ungetrübt. Der Rahmen für Fragestellungen und Zielsetzungen wird noch maßgeblich von der Begeisterung für die anstehenden Forschungen und weniger von der oftmals ernüchternden Quellenlage geprägt.

Im Mittelpunkt dieser Forschungen steht der technologische Stand und die wirtschaftliche Bedeutung des alamannischen Textilhandwerkes. Gleichzeitig soll am Beispiel der alamannischen Textilien gezeigt werden, inwieweit gesellschaftsrelevante Faktoren bei der Gestaltung der Textilien ausschlaggebend waren und welche Aussagen sich für die alamannische Kultur daraus ableiten lassen. Damit soll zum einen die hohe Bedeutung der Textilien für die kulturhistorische Auswertung dargelegt und gleichzeitig ein Brückenschlag zwischen der Textilarchäologie und der allgemeinen Archäologie gelegt werden. Letzteres erscheint mir notwendig, da die Ergeb-

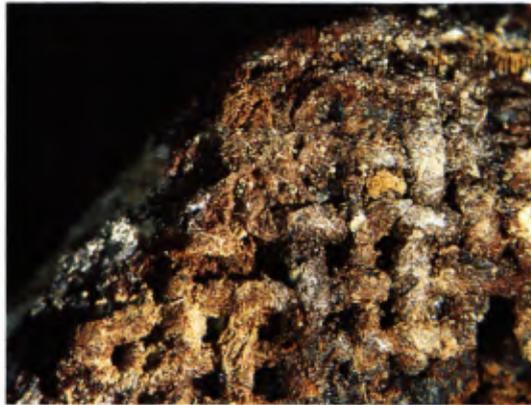


Seidengewebe auf der Rückseite einer (ca. zweifach vergrößerten) Vogel-fibel. Merowingerzeitliche Baumsargbestattung aus Lauchheim (Ostalbkreis).



1 Karolingerzeitliches Grubenhaus bei Ditzingen (Kr. Ludwigsburg): Mindestens 56 Webgewichte aus luftgetrocknetem Ton wurden hier gefunden.

2 Geweberest an einem Feuerstahl. Merowingerzeitliches Grab aus Opfingen (Stadt Freiburg/Breisgau).

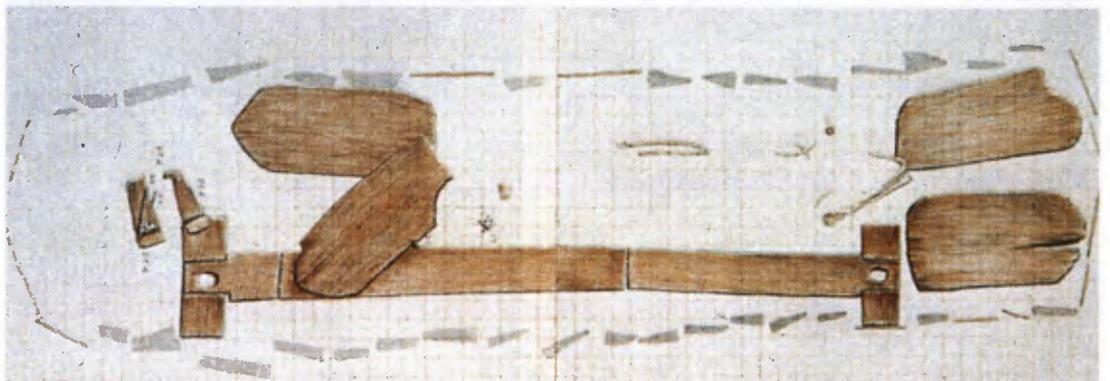
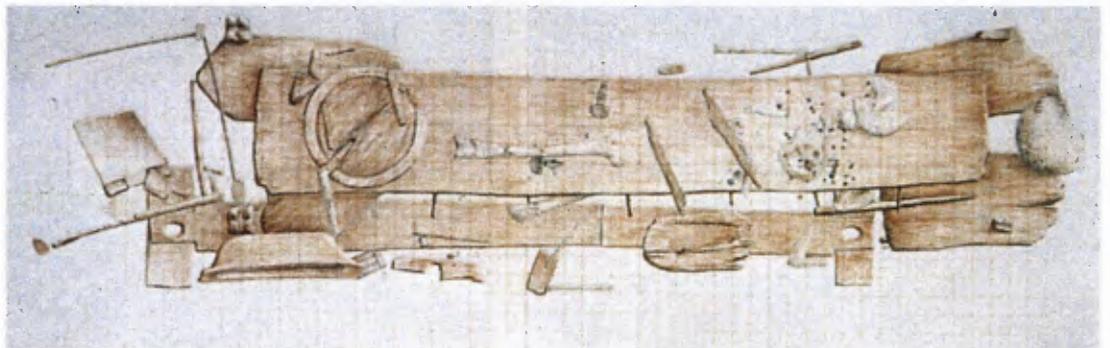


nisse der Textilarchäologen/innen in ihrer Fachsprache und ihrer thematischen Begrenztheit für Außenstehende häufig schwer verständlich sind und nur selten bei kulturhistorischen Auswertungen berücksichtigt werden. Auf der anderen Seite stehen die Ansichten bzw. fehlenden Erwartungen der Archäologen, die den Textilien, in Form der geringen Reste organischer Substanz (Abb. 2), relativ wenig Aussagekraft zutrauen und mit Textilien in erster Linie oder ausschließlich Kleidung assoziieren. Die Textilien aus dem frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf haben gezeigt, welche kulturhistorische Aussagekraft hinter einem einzigen Grabkomplex stecken kann (Banck-Burgess 1999).

Die Alamannen bieten sich aus verschiedenen Gründen hervorragend für Textilstudien an, die zum einen in einer guten Quellenlage während der Merowingerzeit und zum anderen in dem historischen Werdegang dieses Großstamms begründet ist. In den nachfolgenden Ausführungen wird dies näher ausgeführt.

Webstuhltechnologie und Wirtschaftlichkeit des Textilhandwerks

Die Quellenlage für Webgeräte und Webstühle (Webgeräte besitzen im Gegensatz zum Webstuhl keine mechanische Einrichtung zum gleichzeitigen Anheben aller Kettfäden) bzw. ihre Darstellung in der Forschungsgeschichte vermittelt uns ein verzerrtes Bild über frühgeschichtliche Webaktivitäten. Die Webeinrichtungen bestanden zum überwiegenden Teil aus Holz oder anderen organischen Bestandteilen, so dass die Überlieferungsmöglichkeiten beschränkt sind. Gute Erhaltungsbedingungen bestehen für die tönernen Webgewichte, die zum Spannen der Kettfäden dienten. Diese Webgewichte gelten als charakteristisches Merkmal des Gewichtwebstuhls, der in Mitteleuropa vom Neolithikum bis ins hohe Mittelalter als der allgemein gebräuchliche Webstuhltyp angesehen wird. Nur selten sind die Webgewichte in situ d.h. in gereihter Position oder zumindest in Form eines annähernd kompletten Satzes erhalten (Abb. 1). Einzelne bzw. wenige Webgewichte, wie sie uns häufiger überliefert sind, können auch Bestandteil von Webgeräten oder anderen Webstuhltypen gewesen sein, wie zahlreiche Vergleichsbeispiele aus der Ethnologie belegen. Herstellungstechnische Details an Geweben können Hinweise auf den verwendeten Webstuhltyp geben. Charakteristische Anfangskanten verweisen auf den Gewichtwebstuhl (Bender Jørgensen 1992, 102). Der nordische Rundwebstuhl, der ohne Webgewichte auskommt, konnte von M. Hald anhand von Gewebestrukturen für die skandinavische Bronze- und



3 Unterteil eines Webrahmens (Befundzeichnung). Merowingerzeitliche Frauenbestattung aus Neudingen (Stadt Donaueschingen, Schwarzwald-Baar-Kreis).

vorrömische Eisenzeit belegt werden (Hald 1950, dies. 1980).

Im Gegensatz zum Gewichtswebstuhl, auf dem nur die Anfertigung von Stückware möglich ist, kann auf dem Trittwebstuhl Meterware in einem bedeutend kürzeren Zeitraum hergestellt werden. In Mitteleuropa wird die Einführung des Trittwebstuhls bisher für das hohe Mittelalter angenommen.

Der Nachweis, welche Webgeräte bzw. Webstuhltypen im frühen Mittelalter in Gebrauch waren, kann wesentliche Hinweise über Art und Umfang der Webaktivitäten bzw. die Wirtschaftlichkeit des Textilhandwerks liefern.

H. J. Hundt konnte in seinen Untersuchungen über merowingerzeitliche Textilien herausstellen, dass die Alamannen neben den üblichen Bindungen des Frühmittelalters, zu denen der Fischgrät-, Rauten- oder Diamantkörper gehören, eine Vorliebe für reich gemusterte Gewebe besaßen (Hundt 1969; Bibliographie von Hundt bei Bollbuck 1987). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwieweit der Gewichtswebstuhl die technischen Voraussetzungen zum Weben dieser komplizierten Körpergewebe besaß bzw. ein effizientes Weben dieser Stoffe erlaubte. Webversuche in einem archäologischen Dorf für experimentelle Archäologie, im dänischen Lejre, haben gezeigt, dass diese Gewebe auf dem Gewichtswebstuhl hergestellt werden können (Tidow 1996, 135). Neue Untersuchungen an den archäologischen Textilfunden sollen zeigen, inwieweit sich der Gebrauch eines weiter entwickelten Webstuhltyps bzw. des Trittwebstuhls anhand herstellungstechnischer Merkmale ableiten lässt. Die zahlreichen Publikationen von H. J. Hundt bieten in diesem Zusammenhang eine gute Materialbasis, aus der geeignete Fundstücke ausgewählt und neu aufgenommen werden sollen.

Im Zusammenhang mit den herstellungstechnologischen Fragestellungen soll auch die Auswertung von Siedlungsbefunden mit eingebunden werden. Im Vordergrund stehen die Webgruben bzw. die Kleinfunde, die die Grubenhäuser als solche auszeichnen (Abb. 1). Eine zusammenfassende Auswertung dieser Webgruben/-inventare soll ihren Aussagewert zum Textilhandwerk darstellen. Daneben wird untersucht, inwieweit sich aus den Siedlungsstrukturen bzw. -befunden weitere Hinweise zum Textilhandwerk ableiten lassen. Vorrangig soll geklärt werden, ob sich Anhaltspunkte auf häusliche Webaktivitäten oder Berufsweber erkennen lassen.

Untersuchungen über den technologischen Stand, Umfang und Organisation des Textilhandwerks geben Aufschluss über die Bedeutung dieses Handwerks für die alamannische Wirtschaft



4 Gewebe mit eingewebter Musterung, die eine Raute mit inliegendem Hakenkreuz zeigt. Frühkeltisches Fürstengrab aus Eberdingen-Hochdorf (Kreis Ludwigsburg).



5 Lauchheim (Ostalbkreis), Grab 974: Sargpolsterung und Gewebelagen. Der Stoff war ursprünglich mit Indigo tief Blau eingefärbt.

und den Stellenwert seiner Produkte im lokalen Tausch- und im Fernhandel.

Luxuswaren für den Adel

Völlig andere Fragestellungen sind an die Untersuchung der Luxustextilien gebunden, zu deren Materialien Gold und Seide zählen (Abb. 6). Fragen zur Herkunft, zum Kreis der Hersteller und Nutzer sollen die Bedeutung dieser Stoffe beleuchten.

Die Brettchenweberei, die uns von den frühen Kelten in meisterhafter Ausführung überliefert ist, dürfte im Zusammenhang mit der Anfertigung von Goldborten eine wichtige Rolle gespielt haben (Banck-Burgess 1998, 386–392).

Bei der Anfertigung der Luxusgewebe werden auch Webrahmen, von denen sich das Unterteil eines Exemplars in einem reichen Frauengrab von Neudingen erhalten hat, von Bedeutung gewesen sein (Abb. 3).

Webrahmen wurden in verschiedenen Varianten in der mittelalterlichen Gobelinweberei verwendet. Es ist anzunehmen, dass die Bildweberei bzw. das Herstellen eingewebter Motive auch im frühen Mittelalter im Zusammenhang mit Wandbehängen, kostbaren Kleiderstoffen und Borten von Bedeutung war.

Die Tradition von gemusterten Geweben, die neben dem sog. Webmuster, das durch die Abbindung von Kett- und Schussfäden entsteht, zusätzlich eingewebte Muster aufweisen, reicht in Mitteleuropa bis ins Neolithikum zurück (Abb. 4). Im mediterranen Raum zeichnet sich eine vergleichbare Tradition ab, die herstellungstechnisch



6 Goldgewebe, rechts Beinkamm, aus dem merowingerzeitlichen Frauengrab 47 von Trossingen.

jedoch nicht mit der in Mitteleuropa zu vergleichen ist. Während in den antiken Hochkulturen die Musterteile eingewirkt wurden, d.h. Bestandteile des Grundgewebes waren, wurde bei den mitteleuropäischen Geweben ein zusätzlicher Musterfaden beim Webvorgang mitgeführt, der nicht am Grundgewebe beteiligt war (Kombination von Web- und Kettstofftechniken) (Banck 1998; Banck-Burgess 1999, 55–65, v.a. 62f.). Im Gegensatz zur antiken, vor allem zur griechischen Textilkunst, die eine starke Beeinflussung aus dem Osten v.a. aus Persien, Kleinasien und Syrien erfahren hat (Lorentz 1937, 165ff.), handelt es sich in Mitteleuropa um eine eigenständige Tradition. Diese Ausführungen über Textiltraditionen, die sich rund 4500 bis 900 Jahre vor dem alamannischen bzw. merowingerzeitlichen Textilhandwerk abzeichnen, werden hier angeführt, um den hohen Stand, die Eigenständigkeit und Langlebigkeit mitteleuropäischer Textiltraditionen aufzuzeigen. Bei den merowingerzeitlichen Luxusgeweben wird häufig zu schnell und unkritisch von Importen ausgegangen. Bei der Auswertung dieser Textilien soll untersucht werden, inwieweit es sich um Eigenproduktion bzw. um Nachbildungen importierter Ware handeln kann und wie stark die Beeinflussung aus dem römischen Reich, aus Byzanz oder weiter östlich gelegenen Ländern war.

Während herstellungstechnische und wirtschaftliche Faktoren im ersten Untersuchungsschwerpunkt dieses Forschungsprojektes im Vordergrund stehen, zeichnet sich bei der Auswertung der Luxusgewebe bereits der zweite Schwerpunkt ab, der sich vorrangig mit der soziologischen Bedeutung der Textilien beschäftigt.

Textilien als sensible Zeichen für Traditionen und Innovationen

Textilien sind neben ihrer praktischen Funktion vor allem gesellschaftliches Ausdrucks- bzw. zwischenmenschliches Kommunikationsmittel. Dies

begrenzt sich nicht nur auf die Kleidung, sondern gilt ebenso für die breite Palette an Textilien, die im profanen und sakralen Leben eine ebenso wichtige Rolle spielen. Am Beispiel frühkeltischer Textilien konnte aufgezeigt werden, dass die Weber der hallstatt- und frühlatènezeitlichen Kulturkreise bei ihrer Arbeit fest einheimischen Traditionen verhaftet waren und gleichzeitig eine große Offenheit für Einflüsse aus südalpinen Kulturen besaßen (Banck-Burgess 1999, 127–129). Diese Untersuchungen konnten stellvertretend zeigen, dass Textilien als sensibler Anzeiger für Traditionen und Innovation in archäologischen Kulturen bzw. Gruppen stehen können.

Im Hinblick auf die Herausbildung und den Werdegang der Alamannen sind die genannten Ausführungen von besonderem Interesse. Im Rahmen des Forschungsprojektes soll untersucht werden, in welchem Maße das alamannische Textilhandwerk vom Erbe der germanischen Neusiedler, von den Romanen keltischen Ursprungs und den römischen Nachbarn bzw. Verbündeten geprägt wurde. Welche eigenständige Entwicklungszüge zeichnen sich im Textilhandwerk der Alamannen ab und inwieweit lassen sich gruppenspezifische Merkmale bei den alamannischen Textilien erkennen?

Eine gute Quellenlage für die zuletzt genannten Fragestellungen besteht in den Reihengräberfeldern, die Ende des 5. Jh. einsetzen. In dieser Zeit fallen die Alamannen unter die Herrschaft der Franken, die bis ins 8. Jh. von der Dynastie der Merowinger angeführt werden. Eine dazu im Vergleich schlechte Quellenlage herrscht in der Frühzeit der Alamannen, die in die Völkerwanderungszeit fällt. Intensive Forschungen der zurückliegenden Jahre haben aber auch hier die Quellenlage verbessert (Schach-Dörges 1998, Bückler 1999).

Methodische Anmerkungen

Der Erhaltungszustand archäologischer Textilien ist nur selten so gut, dass eine Rekonstruktion des Artefakts möglich ist. Dieses Manko grenzt Textilien von anderen Artefaktgruppen ab und macht eine Typenansprache schwierig. Herstellungstechnische Angaben können jedoch wichtige Informationen über Herstellungsverfahren und -traditionen liefern.

Bei der Auswertung der alamannischen Textilien soll das methodische Vorgehen exemplarisch aufgezeigt werden, da die Beurteilung weiträumig verbreiteter Textilien anhand herstellungstechnischer Merkmale problematisch sein kann. Dies gilt vor allem dann, wenn der Befund d.h. damit auch die Anhaltspunkte für die funktionale und soziologische Beurteilung der Funde außer Acht

gelassen werden und die erhaltungsbedingten Unterschiede in der Fundstreuung, die sich bei Textilien oft gravierend darstellen, nicht berücksichtigt werden. Der Aspekt der Funktion soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. In dem spätmärovingerzeitlichen Gräberfeld von Stetten an der Donau wurden in 12 Gräbern Gewebereste gefunden. Lediglich bei den Funden aus fünf Gräbern, davon drei Kindergräbern, kommt eine Ansprache als Kleidungsrest in Betracht. In diesen Gräbern hafteten die Stoffreste an Metallartefakten, deren Funktion im Zusammenhang mit der Kleidung steht. Ein anderer, funktionaler Schwerpunkt dieser Gewebe war in vier Männergräbern zu beobachten. Die beiliegenden Messer waren sorgfältig mit Stoff umwickelt. Die Textilien aus dem Stettener Gräberfeld heben sich herstellungstechnisch vor allem in einem Punkt von den Geweben aus anderen märovingerzeitlichen Reihengräberfeldern ab. Dieser zeigt sich in dem geringen Vorkommen von gemusterten Geweben. Berücksichtigt man die nur kurz genannten Angaben zur Funktion der Gewebe, liegt hier möglicherweise die Ursache für diese Gegebenheit (Banck 1999).

Zusammenfassung

Die Bedeutung des Textilhandwerks für die alamannische Wirtschaft wird in einem der Schwerpunkte des Projektes untersucht. Dabei geht es vorrangig um webstuhltechnologische Aspekte bzw. Neuerungen, die ausschlaggebend für die Produktivität dieses Handwerks waren.

Mit der Geschichte der Alamannen verbinden sich die Kulturen verschiedener Völker. Gruppen elbgermanischer Neusiedler wuchsen unter dem Einfluss der romanisierten Spätkelten, der gallorömischen Provinzbevölkerung, und anderer germanischer Nachbargruppen zum Großstamm der Alamannen zusammen, der sich in seinem weiteren Werdegang mit der Geschichte der Merowinger bzw. der Franken verband. Ausdrucksmittel, die die Abgrenzung oder die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe oder ihr Selbstverständnis sichtbar machten, werden während dieses Prozesses eine wichtige Rolle gespielt haben. Textilien besitzen während eines solchen Vorgangs eine wichtige Funktion, die im Rahmen des Forschungsprojektes näher erforscht werden soll.

Literatur

J. Banck, Prähistorische Textiltraditionen. In: Tradition und Innovation, Prähistorische Archäologie als

Historische Wissenschaft. Festschrift für Christian Strahm. Internationale Archäologie, Studia honoraria 3 (Rahden/Westf. 1998).

J. Banck-Burgess, Stichwort: Goldtextilien. In: Reallexikon der germanischen Altertumskunde 12 (Berlin 1998) 386–392.

J. Banck, Die Textilfunde aus dem Gräberfeld von Stetten. In: M. Weis, Ein Gräberfeld der späten Märovingerzeit bei Stetten an der Donau (Stuttgart 1999) 231–237.

J. Banck-Burgess, Hochdorf IV, Die Textilfunde aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) und weitere Grabtextilien aus hallstatt- und latènezeitlichen Kulturgruppen. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 70 (Stuttgart 1999).

L. Bender Jørgensen, North European Textiles until AD 1000 (Aarhus 1992).

I. Bollbuck, Studien zu märovingerzeitlichen Textilien. Dissertation (Hamburg 1987).

C. Bücker, Frühe Alamannen im Breisgau, Untersuchungen zu den Anfängen der germanischen Besiedlung im Breisgau während des 4. und 5. Jahrhunderts n.Chr. Archäologie und Geschichte – Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 9 (Sigmaringen 1999).

M. Hald, Olddanske Tekstiler. Nordiske Fortidsminder V (København 1950).

M. Hald, Ancient Danish Textiles from Bogs and Burials (København 1980).

H. J. Hundt, Die Textilfunde (Sirnau und Oberesslingen). In: R. Koch, Katalog Esslingen, Teil II. Die märovingischen Funde. Veröff. Staatl. Amt Denkmalpflege Stuttgart A 13/II (Stuttgart 1969) 71–79.

F. v. Lorentz, BARBARWN UFASMATA. Mitt. Deutsches Arch. Institut, Röm. Abteilung 52, 1937, 165ff.

H. Schach-Döriges, Zu süddeutschen Grabfunden frühalamannischer Zeit, Versuch einer Bestandsaufnahme. Fundberichte Baden-Württemberg 22/1, 1998, 627–654.

K. Tidow, Kleingemusterte Woll- und Leinengewebe aus der Eisenzeit und dem Mittelalter – Herkunft, Herstellung und Verbreitung. In: Textiles in European Archaeology. Report from the 6th NESAT Symposium, 7–11th may 1996 in Borås. 1 (Göteborg 1998) 131–137.

Dr. Johanna Banck-Burgess

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a

79698 Freiburg im Breisgau



Reparatur statt Erneuerung Der Grüne Turm in Ravensburg

Die Erhaltung historischer Dachdeckungen zählt bis heute zu den kritischen Fragen in der Denkmalpflege. Zunehmend werden Stimmen laut, die sich für eine Erhaltung alter Eindeckungen an Ort und Stelle ohne Lösung des historisch-konstruktiven Zusammenhangs einsetzen.

Bruno Siegelin / Ulrich Knapp

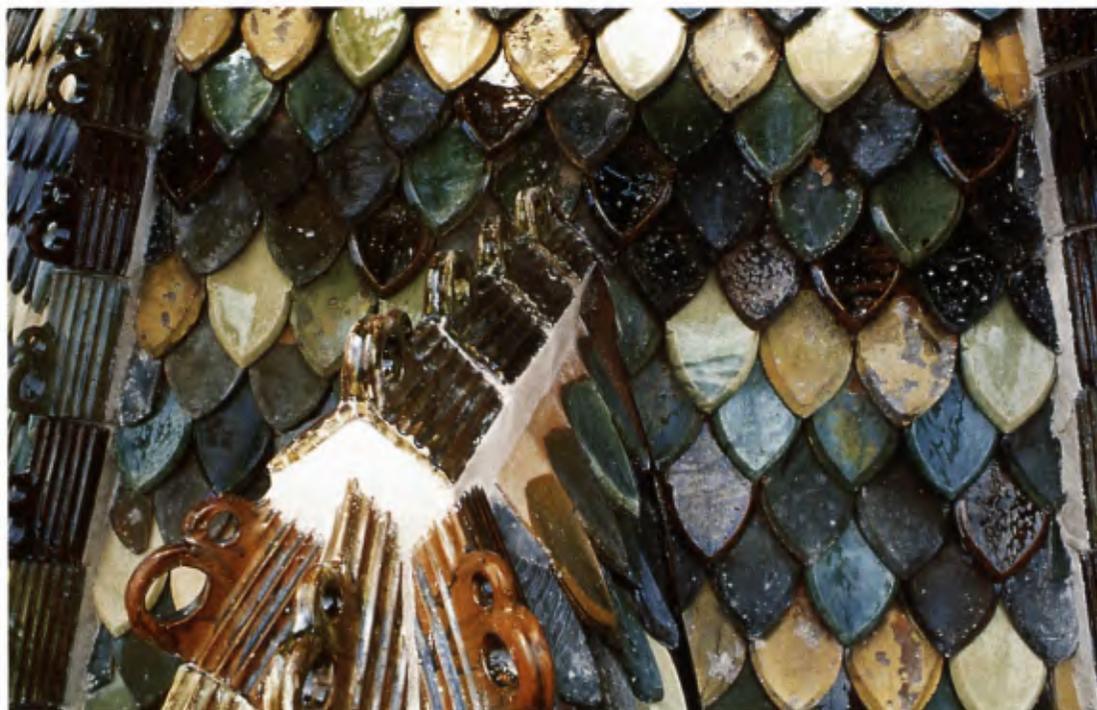
War es in der Vergangenheit beinahe die Regel, alte Dächer bei Restaurierungsmaßnahmen abzudecken und im günstigsten Fall den Bau mit den alten Ziegeln wieder neu einzudecken, so gewinnt heute die Erkenntnis an Verbreitung, dass Dachstuhl und Dachhaut eine enge konstruktive wie historische Verbindung darstellen.

Dabei wird in jedem konkreten Fall zu entscheiden sein, wie bei notwendigen Reparaturen am Dach zu verfahren ist. Bei gravierenden Schäden

am Dachstuhl oder der Dachhaut wird es oft nicht zu vermeiden sein, die Dachhaut komplett abzunehmen. Häufig ist aber die vollständige Entfernung der Dachhaut überhaupt nicht erforderlich, da Dachstuhlkonstruktion und Lattung keine oder nur punktuelle Schäden aufweisen. Hier besteht durchaus die Möglichkeit, die geschichtlich gewachsene Einheit von Dachstuhlkonstruktion und Dachhaut unangetastet zu erhalten. Dabei kann es sicherlich keine allgemein verbindliche



1 Der Grüne Turm in Ravensburg nach Abschluss der Reparatur seiner Dachhaut im Jahr 1998. Blick vom Marktplatz.



2 Gaubenfirst des Grünen Turms nach der Reparatur.

Vorgehensweise geben – vielmehr ist in jedem konkreten Einzelfall zu entscheiden, wie Bestand und Schäden erfasst und – darauf gründend – die vom Zimmermann und vom Dachdecker auszuführenden Maßnahmen konzipiert und ausgeschrieben werden.

Die Vorgehensweise bei der Bestandserfassung ist vom konkreten Objekt, der dort vorhandenen historischen Substanz, Art und Umfang der geplanten Maßnahme abhängig. Den nachfolgenden Ausführungen wird zugrunde gelegt, dass eine umfassende Dachreparatur ausgeführt werden soll. Neben der heute bereits selbstverständlichen Bestands- und Schadenskartierung des Dachstuhls ist eine ebensolche für die Lattung und die Dachhaut erforderlich. Die konkrete Vorgehensweise ist dabei individuell unterschiedlich. Eine großflächige Eindeckung mit gleichartigen Ziegeln des 18. oder 19. Jahrhunderts verlangt eine andere Aufarbeitung als eine Dachhaut aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, eine vollständige Eindeckung mit einem Ziegeltyp eine andere Vorgehensweise als ein mit unterschiedlichen Ziegeln, evtl. auch in Ornamenten verlegt, gedecktes Dach. Reicht im ersten Fall eine Bestimmung des oder der einzelnen Ziegeltypen um die denkmalpflegerische Zielsetzung zu formulieren, so kann im letzteren Falle eine wesentlich kleinteiligere Aufnahme erforderlich sein, die im Extremfall bis zur vollständigen Kartierung und Bestimmung aller an einer Dachhaut vorhandenen Ziegel gehen kann. Die Kartierung kann in Schemata erfolgen, muß aber durch einen Typenkatalog der am Bau vorkommenden Ziegel ergänzt werden, in dem die verschiedenen Ziegeltypen mit allen technischen Details erfaßt sind.

Der konkrete Fall: Der Grüne Turm in Ravensburg

Der Grüne Turm in Ravensburg ist ein Teil der Stadtmauer und befindet sich an der Nordflanke der Stadt, unmittelbar westlich neben dem Liebfrauentor. Trotz seiner geringen Höhe ist er sehr exponiert, da die Stadtmauer an dieser Stelle abknickt, so dass er über Feld weithin sichtbar war. Von der Stadtseite gesehen, führt von Süden der Marktplatz auf den Turm zu und von Westen die heutige Judenstraße. Hier befand sich bis 1428 das Judenviertel der Stadt. Der Turm entstand in zwei Bauabschnitten, die durch dendrochronologische Untersuchungen zeitlich genau bestimmt werden konnten. Der steinerne Unterbau entstand in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts, das Holzwerk des Turmhelms wurde 1418/19 aufgeschlagen. Der etwa 13 m hohe Turmhelm ist achteckig, an jeder zweiten Dachfläche befindet sich eine Gaube. Die Dachfläche ist mit kleinformatigen, bunt glasierten Ziegeln eingedeckt, die in Streifen- und Rautenmustern verlegt sind. Die Dacheindeckung galt bis zu Beginn der jüngsten Reparaturarbeiten als mehrheitlich mittelalterlich. In mehreren Standardwerken zu historischen Dacheindeckungen ist der Grüne Turm als charakteristisches Beispiel für ein spätmittelalterliches Turmdach erwähnt. Besonders beachtet wurden drei Abschlussziegel der Gabe, deren Stirnseiten plastisch ausgearbeitet sind. Sie zeigen Büsten mit Judenhüten, und waren wohl an dem zum Judenviertel zeigenden Grat angebracht. Diese so genannten Judenziegel befinden sich heute im Städtischen Museum Ravensburg, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und in Privatbesitz.



3 Der Grüne Turm vor der Sanierung.

Als sich nach Unwettern im Jahre 1997 Ziegel vom Turm lösten, wurde die Dachfläche durch die zuständige Baubehörde in Augenschein genommen. Dabei zeigten sich erhebliche Schäden an der Deckung. Unmittelbar absturzgefährdete Ziegel wurden sofort abgenommen. Zur Behebung der Schäden standen grundsätzlich folgende mögliche Konzepte zur Auswahl:

- komplette Neueindeckung mit handelsüblichen Ziegeln, wahlweise unglasiert oder glasiert.

- Abnahme der alten Deckung, Aussortieren der weiter verwendbaren Ziegel, Neuanfertigung von Ersatzziegeln. Neulattung des Dachstuhls und Neueindeckung mit alten und neuen Ziegeln.

- partielle Reparatur der Dachhaut.

Die Entscheidung, wie bei der bevorstehenden Maßnahme vorgegangen werden sollte, war schwierig. Aus der Sicht der Denkmalpflege war eine partielle Reparatur die substanzschonendste und damit denkmalverträglichste Maßnahme. War sie aber auch realistisch? Waren die historischen Ziegel noch in einem solchen Zustand, dass man sie auf dem Dach belassen konnte? Wie hoch ist der Anteil der noch intakten Ziegel? Kann man überhaupt adäquates Ersatzmaterial beschaffen und wie hoch sind die Kosten einer solchen Reparatur? Um dieser Entscheidung eine verlässliche Grundlage zu geben, wurde für den Grünen Turm eine umfassende Untersuchung von Dachstuhl und Dachhaut durchgeführt, deren Ziel es war, zu klären:

- Welche Deckungsmaterialien sind tatsächlich vorhanden, wie alt sind sie und in welchem Zustand befinden sie sich? Welcher Art und wie umfangreich sind die Schäden?
- In welchem Zustand befinden sich Dachstuhl und Lattung? Welche Schäden sind hier vorhanden? Welche Reparaturen sind erforderlich?

Die Ziegelkartierung

Für eine solche Kartierung gab es bislang keine Vergleichsuntersuchung, auf die zurückgegriffen werden konnte. Es war ein möglichst einfaches System zur Erfassung der Dachhaut und des Dachstuhls zu entwickeln. Dazu mussten jeder Ziegel und jedes Konstruktionsteil des Dachstuhles darstellbar sein. Im Beispielsfall erfolgte die Kartierung in einem einfachen und beliebig ausbaubaren Schema: für jeden Ziegel wurde ein hochrechteckiger Kasten genommen, in dem in drei Registern Ziegeltyp, Glasur bzw. Glasurfarbe und Schadenstypen aufgenommen wurden. Über jeder Kästchenreihe gibt es eine durchlaufende Zeile für die Dachlatte. Hier können Schäden an der Dachlatte, Dachlattenstöße, Verstärkungen oder Ausnehmungen eingetragen werden. Die einzelnen Ziegelreihen wurden dabei von der Traufe ausgehend nach oben hin und die Ziegel pro Reihe jeweils von der linken Kante aus durchgezählt. So konnte jeder Ziegel über die Bezeichnung der Dachfläche, die Reihennummer und die laufende Nummer innerhalb der betreffenden Reihe genau bestimmt und dementsprechend bei der Durchführung der Reparatur auch wieder gefunden werden. Für die Sparren wurden seitlich senkrechte Zeilen in die Kar-

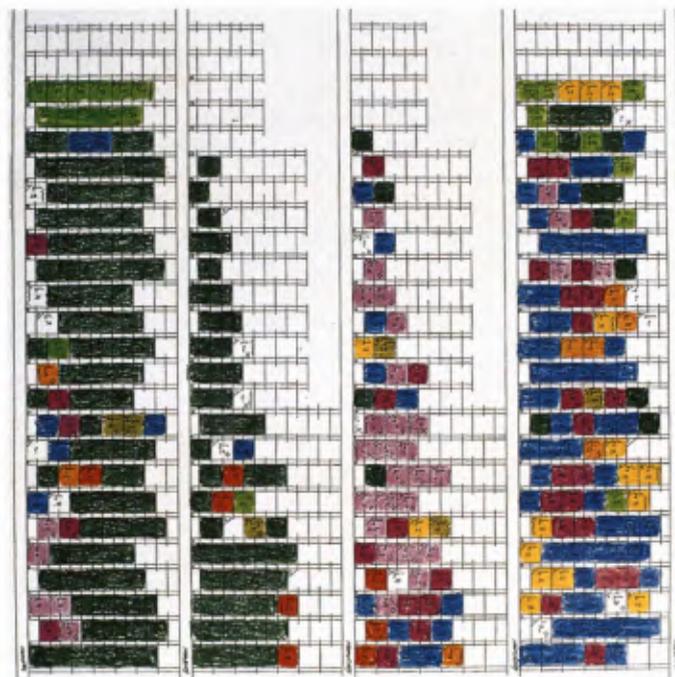
rierung aufgenommen, in denen die Schäden bzw. Befunde an den Sparren kartiert werden konnten. Es handelt sich dabei also um keine maßgenaue Kartierung, sondern um eine reine Schemakartierung, auf der aber alle für die konkrete Reparatur erforderlichen Befunde und Angaben vermerkt werden können. Eine solche Kartierung kann allerdings keine verformungsgenaue Bauaufnahme eines Dachstuhles ersetzen. Umgekehrt kann in einer verformungsgenaue Aufmaßzeichnung keine umfassende Dokumentation einer Dachhaut dargestellt werden, da die Überdeckung der Ziegelreihen hier kaum eine unmissverständliche Darstellung zulässt. Im Idealfall würden die beiden sich ergänzenden Methoden gemeinsam angewandt werden.

Der Ziegelbestand

Bei der Kartierung wurden die Ziegeltypen durchnummeriert, wobei es sich gezeigt hat, dass eine chronologische Durchnummerierung der Typen eigentlich erst nach der vollständigen Erfassung der Dachfläche möglich ist. Daher wurde auf eine chronologische Abfolge der Typenbezeichnung verzichtet und die Nummern für die Ziegeltypen in der Abfolge ihrer Auffindung bei der Kartierung vergeben.

Rasch zeigte sich, dass es letztlich drei Ziegeltypen aus der Zeit bis etwa 1850 und drei Ziegeltypen der letzten 150 Jahre waren, die das Erscheinungsbild der Dachfläche prägten. Bemerkenswerterweise war dabei der Ziegeltyp, aus dem nach Lage der Dinge die bauzeitliche Dachhaut bestand, noch am häufigsten auf dem Dach vertreten. Dabei handelt es sich nicht um einen Normtyp, sondern um eine ganze Typenfamilie mit weit über einem Dutzend Untertypen. Neben dem eigentlichen Biberschwanzziegel zum Eindecken der Fläche, hier Flächenziegel genannt, fanden sich Trauf-, Grat- und Kehlziegel sowie Zuschnitte für die Anschlüsse und Zierformen.

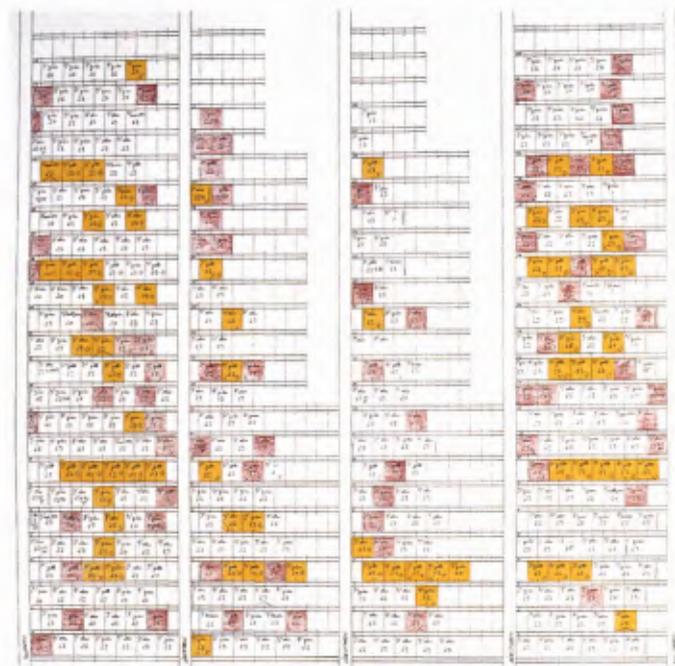
Der Flächenziegel dieser „Typenfamilie“ ist im Querschnitt kürzer und geringfügig schmaler als die im frühen 15. Jahrhundert in der Region verbreiteten Flachziegel. Erstaunlich sind einige Besonderheiten, die darauf hinweisen, dass es sich dabei um einen Ziegel handelt, der speziell für die Helmeindeckung geschaffen worden ist. Hier ist zunächst die geringe Länge zu nennen, aufgrund derer die Bruchgefahr des Ziegels bei einer stärkeren Verwindung oder Drehung des Turmhelmes, wie sie bei stärkerem Wind auftritt, stark herabgesetzt wurde. Die Ziegel besitzen auf der Rückseite eine Ausnehmung in der Längsachse, die mittig verläuft. Durch sie wird verhindert, dass bei Bewegungen des Turmhelmes Punktbelastungen im Überdeckungsbereich der Ziegel auf-



Grüner Turm Ravensburg
Dachreparatur
Ziegel- und Schichtenkartierung
Architektenbüro Dr. Knappe /
Dipl.-Ing. Siegel
Architektenamt: 4/17

Grüngrün
Dachfläche in pro Zelle
Ziegel in pro Reihe
Farbe des grü. Ziegel / Farbe Stein
Ziegeltyp, siehe Typenbestimmung
Schichten: 0 Glasurkittlöcher
1 Glasurkittlöcher
2 Keine gelochten
3 Keine gelochten
4 Keine
5 Keine
6 Schichten zerstört

Vertikale Kennzeichnung des Ziegels
auf Wiederherstellung prüfen
siehe Wiederherstellung



Grüner Turm Ravensburg
Dachreparatur
Ziegel- und Schichtenkartierung
Architektenbüro Dr. Knappe /
Dipl.-Ing. Siegel
Architektenamt: 4/17

Grüngrün
Dachfläche in pro Zelle
Ziegel in pro Reihe
Farbe des grü. Ziegel / Farbe Stein
Ziegeltyp, siehe Typenbestimmung
Schichten: 0 Glasurkittlöcher
1 Glasurkittlöcher
2 Keine gelochten
3 Keine gelochten
4 Keine
5 Keine
6 Schichten zerstört

Vertikale Kennzeichnung des Ziegels
auf Wiederherstellung prüfen
siehe Wiederherstellung

4 Kartierung der Dachziegeltypen. In Dunkelgrün die bauzeitlichen Ziegel von 1418.

5 Kartierung der Schäden an den Ziegeln (Reinschrift).

6 Die drei Grundfärbungen der bauzeitlichen Ziegel.

7 Die Färbungen der jüngeren Reparaturziegel.

8 Zeichnung der vier Ansichten eines bauzeitlichen Ziegels.



treten. Auch die weitere Ausbildung der Details diente vor allem dem Ziel, Spannungen innerhalb der Dachhaut bei den an einem Turmhelm ständig vorhandenen Bewegungen zu vermeiden. Technisch wurden die Ziegel nach der so genannten Französischen Manier hergestellt, d.h. in der Form wurde ein Rohling ausgestrichen, bei dem die Nase in Form einer Zunge an der Oberkante überstand und nach Entnahme aus der Form nach hinten umgebogen wurde. Die Nasen sind dabei relativ lang, so dass sie die Stärke der Dachlatten überragen. Ein ungefähr mittig angebrachtes Nagelloch diente der zusätzlichen Sicherung – die meisten der alten Ziegel waren zusätzlich mit einem Nagel gesichert. Neben diesen Flächenziegeln wurden unzählige Untertypen für alle am Dach vorkommenden Anschlüsse angefertigt. So gibt es angeschnittene Flächenziegel mit diagonal verlaufender Rinne für die Kehlen, fein abgestufte Zuschnitte für die Anschlüsse vor allem an den Kehlziegeln sowie auch zu den Graten. Flächenziegel, deren Oberfläche vollständig mit Längsrillen versehen sind, könnten eine Schmuckform sein. Stilistisch und tech-

nisch zugehörig sind dazu relativ mächtige Gratziegel, die ebenfalls Längsrillen an den Oberseiten aufweisen und die jeweils am unteren Ende eine Gratzier besitzen.

Für die Traufen wurden aus dem Flächenziegel aufwendige verzierte Traufziegel hergestellt, die der Traufe einen zinnenartigen Abschluss verliehen. Über das Bruchbild lassen sich reichliche Aussagen über den Rohstoff und die Verarbeitung treffen. Der verwendete Ton ist auffallend homogen und besitzt einen hohen Anteil an Glimmer. Durch nachträgliche Brennversuche konnte die Sintertemperatur auf etwa 980 °C ermittelt werden. Viele der Scherben besitzen in der Mitte einen grauschwarzen bis schwarzen Kern, der auf der glasierten Seite bis an die Oberfläche reicht, während er zu den nicht glasierten Oberflächen sich deutlich zurücknimmt. Dies deutet auf einen sekundär gelagerten Ton, richtigen Lehm hin, wie er in der Regel in dünnen Flözen in Schwemmbereichen abgelagert wird. Durch die geringe Schichtstärke konnte das Oberflächenwasser den Kalk ausspülen, gleichzeitig ist der Ton jedoch durch organische Stoffe verunreinigt. Diese sind auch die Ursache für den dunklen Kern. Beim Erhitzen im Ofen vergasen die organischen Bestandteile und erzeugen durch Sauerstoffentzug eine Zwangsreduktion im Kern, in Oberflächennähe erhält der Scherben wieder genügend Sauerstoff für einen oxidierenden Brand. Dieser Vorgang ist auch mit von der Lage im Ofen, der Nähe zum Feuer, abhängig. Unter der Glasur reicht der Reduktionskern bis an die Oberfläche, was als Hinweis zu nehmen ist, dass die Glasur bereits auf den ungebrannten Grünling aufgetragen wurde. Mit steigender Temperatur verläuft diese und schirmt den Scherben gegen die Atmosphäre und so auch geringen Sauerstoffzutritt ab. In Anbetracht der beträchtlichen Holzmengen, die für einen Brand gebraucht wurden, stellt der Verzicht auf den Schürbrand, wie heute allgemein üblich, eine erhebliche Erleichterung dar. Darüber hinaus erhält man so ein charakteristisches lebendiges Glasurbild, welches bei den transparenten Glasuren ohne Engobe durch die bis zur Oberfläche reichenden Reduktionskerne noch gesteigert wurde.

Bei den Gratziegeln, die in ihrer dünnen und feinen Ausarbeitung an Ofenkacheln erinnern können, wurde die Zier, in der Regel in der Form einer großen Acht, in derselben Technik angebracht, in der man gezogene Henkel an Krügen, Töpfen etc. anbringt. Dies setzt einen fetten und plastischen Ton voraus. Nachträglich wurde hier dann von der Innenseite aus wieder ein Teil des Materials weggenommen, der Ansatz der Gratzier also ausgehöhlt, um eine gleichmäßige Scherbenstärke zu erreichen, was spätere Kom-

plikationen während des Anheizens (plötzliches Verdampfen von Restfeuchte, dadurch Sprengung des Scherbens) ausschloss. Diese Eigenheiten, die Verwendung eines fetten und plastischen Tones, der nach Bedarf abgemagert wurde, und die Verarbeitungsqualitäten sollten als Hinweise darauf verstanden werden, dass diese Ziegel tatsächlich auch von Hafnern und nicht von Ziegler geschaffen wurden.

Bei späteren Reparaturen verwendete man teilweise, wie etwa im 17. Jahrhundert, damals übliche Ziegelformate, die auf die besondere Verwendung als Turmziegel nicht weiter modifiziert worden sind. Im 18. Jahrhundert schuf man einen Ersatzziegel, bei dem man sich weitgehend bemüht hat, die besonderen Eigenheiten des ursprünglichen Ziegeltyps nachzuahmen. Zur zweiten großen Gruppe von Ziegel zählen Ersatzziegel, die in den Jahrzehnten kurz vor und um 1800 verwendet wurden. Auf einem der Ziegel hatte sich der Fertiger, der Ravensburger Hafner Johann Jakob Nabholz, der in den 80er und 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in den Ravensburger Quellen auch fassbar ist, verewigt. Diese Ziegel unterscheiden sich formal und technisch erheblich von den mittelalterlichen Stücken. Bemerkenswert ist vor allem die schlechte Materialaufarbeitung. Obwohl diese Ziegel bereits beim Trocknen und beim Brand zahlreiche Risse erhalten hatten, haben sie gut 200 Jahre auf dem Dach überdauert. Heute kann man bei Ziegeln dieses Typs häufig ein schollenartiges Abplatzen einzelner Stücke beobachten, wobei die Bruchgrenzen jeweils entlang der Materialgrenzen des Scherbens verlaufen.

Um 1824 erfolgte eine weitere Reparatur der Dachhaut. Bei den extra hierfür angefertigten Ziegeln bemühte man sich wiederum, die Form der alten Ziegel zu wiederholen. Die neuen Exemplare sind allerdings wesentlich dünner als die älteren und weisen auch nicht die charakteristischen Besonderheiten der spätmittelalterlichen Turmziegel auf. Große Teile der von weithin sichtbaren Rautenmuster des Turmes waren aus diesen Ziegeln gebildet.

Ab 1875 wurde das Turmdach erneut repariert. Damals schuf der Ravensburger Hafner Georg Huber die Ersatzziegel. Sie waren jeweils im passenden Farbton glasiert, so dass die Reparaturen vom Boden aus kaum sichtbar waren. Vor allem an den Graten waren wohl umfangreiche Reparaturen erforderlich. Huber hat relativ viele Ziegel signiert und datiert, so dass man einen guten Überblick über die mehr als zehn Jahre währenden Arbeiten erhalten kann. Bei den Reparaturen in unserem Jahrhundert hatte man sich weniger Mühe gegeben. Hier wurden handelsübliche Ziegel verwendet, wie sie an jedem beliebigen an-

deren Bau ebenfalls eingesetzt werden konnten, und bisweilen mit Silikon und Spanplatten-schrauben befestigt.

Die detaillierte Kartierung der Dachhaut ergab also, dass sich auf dem Dach des Grünen Turms gut 580 Jahre Ravensburger Ziegelgeschichte erhalten haben. Dies ist allein dem Umstand zu verdanken, dass das Dach nie durch Brand oder Kriegseinwirkungen zerstört wurde und man bei Schäden immer nur lokale Reparaturen durchgeführt hat. Bei der anstehenden Maßnahme galt es diese 580 Jahre Ziegelgeschichte fortzuschreiben.

Eine konsequente De- und Remontage der vorhandenen Dachhaut, wie sie zunächst ebenfalls ins Auge gefasst war, hätte nicht nur den Zeugniswert der Dachhaut zerstört, sondern durch unnötige Materialbewegungen wäre auch sehr viel Ziegelbruch entstanden. Dies galt es zu vermeiden. Aus diesem Grund arbeiteten wir darauf hin, dass die Maßnahme in Form einer möglichst kleinteiligen Reparatur durchgeführt wurde.

Da die meisten Ziegel genagelt sind, kam ein einfaches Umdecken nicht in Frage. Der gesamte Aufbau mit Sparren, Lattung und Ziegel musste als konstruktive Einheit gesehen und entsprechend behandelt werden. Erst über die sorgfältige Bestandsaufnahme der Schäden kann dabei der Umfang der Arbeiten und der Bedarf an Material ermittelt und in seinen Feinheiten geplant werden. Die vielschichtigen Informationen, die auf der Kartierung zusammengetragen wurden, ermöglichen ein rasches Erkennen von konstruktiven und/oder schadensrelevanten Ursachenzusammenhängen.

Die Schadenskartierung

Die Kartierungspläne sind schematisch so vorbereitet, dass Dachwerk (Sparren) und Dachhaut (Lattung und Ziegel) im Zusammenhang dargestellt werden. So können nach Eintragung der Schadenstypen und der Schadensintensität Verbindungen zwischen einzelnen Schadensphänomenen hergestellt und Schadensursachen erschlossen werden. Im Hinblick auf die Planung der durchzuführenden Reparatur ist ein solcher Mehrschichtenplan der Schäden notwendig. So bedingen beispielsweise stark geschädigte Dachlatten oder Sparren auch das Abnehmen einer intakten Dachhaut. Da in der Kartierung auch der Ziegeltyp und damit über den Typenkatalog Alter und Herstellungsmerkmale des Ziegels erfasst sind, können über die Schadenskartierung auch Aussagen über bauarttypische Schäden einzelner Ziegelgenerationen gemacht werden.

Am Ziegel selbst wurden sieben verschiedene Schadenstypen (Glasurschäden, kraterförmige



9 Traufziegel der Dach-eindeckung des 15. Jahrhunderts.



Ausbrüche an der Oberfläche, Nasenbrüche, Risse um Scherben, Abbrüche an den Kanten, schichtweise Aufsplitterung des Scherbens und Silikonverklebungen), an Sparren und Lattung wurden Stöße, Brüche, Ausnehmungen oder Verstärkungen, ehemalige Ausstiege und Fäulnis- und Fraßschäden erfasst. Die qualitative Beurteilung der Schäden wurde durch farbige Kennzeichnungen in der Kartierung festgehalten: In Grün sind solche Beschädigungen ausgewiesen, die die technische Funktionsfähigkeit des Ziegels nicht beeinträchtigen, im Grunde also keine Schäden im eigentlichen Sinne, sondern allenfalls Gebrauchsspuren sind. In Gelb sind Schäden gekennzeichnet, bei denen eine Überprüfung auf eine mögliche Weiterverwendung in Absprache mit dem ausführenden Dachdecker erfolgen muss, und in Rot sind jene Ziegel markiert, bei denen eine Weiterverwendung vollkommen ausgeschlossen ist, die also in jedem Fall ersetzt werden müssen.



11 Bruchbild eines bauzeitlichen Ziegels mit grauem Reduktionskern.

Bei der Schadensaufnahme wurde die Dachhaut parallel von innen und außen beurteilt, gleichzeitig wurden von innen Sparren und Lattung untersucht. In der Ersterfassung wurden sämtliche Beobachtungen an den Ziegeln mit ihrer qualitativen Beurteilung in den Farben Grün, Gelb und Rot erfasst. In der Reinschrift, die den ausführenden Handwerkern als „Handbuch“ übergeben wurde, sind die vorgefundenen Schäden in gleicher Weise wie die Angaben zu Ziegeltyp und Glasur in Form von grafischen Symbolen angegeben. Die qualitative Gesamtbeurteilung wurde hier durch die Hintergrundfarbe des betreffenden Ziegels wiedergegeben. Dabei beschränkte sich die Kolorierung auf die Farben Gelb und Rot, also auf jene Ziegel, die ausgetauscht werden müssen oder die auf eine mögliche Belassung an ihrem Ort geprüft werden müssen.

Die Schäden

An den Ziegeln konnten zwei grundsätzlich unterschiedliche Arten von Schäden festgestellt werden: zum einen Schäden, die durch äußere Kräfteinwirkungen entstanden, und zum anderen Schäden, deren Ursache im Material oder Verarbeitung der Dachhaut lag.

Die knapp 14 Meter langen Sparren des Turmhelms ragen über neun Meter über den im Zentrum des Helms aufgebauten stehenden Stuhl hinaus. Schon bei geringen Windkräften kommt es bei dem Dach zu Pendel- und/oder Torsionsbewegungen. Die Dachhaut muss daher eine gewisse Elastizität besitzen, damit sie diese Bewegungen nachvollziehen kann, ohne dass die Dachhaut dabei Schaden nimmt. Erhält nun die Dachhaut durch die Verwendung ungeeigneter Ziegel oder durch eine falsche Verarbeitung eine zu große Steifigkeit, so kann es bei entsprechenden Bewegungen der Dachhaut zu Schäden durch Ziegelbruch kommen. Schon bei der ersten Begehung fielen die extrem geschädigten Grate des Turmhelms auf. Kaum ein Ziegel war hier unbeschädigt. Viele, vor allem jüngere Reparaturziegel waren in der Mitte vollständig durchgerissen. Große Mörtelmengen zeigen, dass hier oft repariert wurde. Bei den jüngeren Reparaturen verwendete man dabei sehr harten Zementmörtel. Die Verbindung zwischen diesem Mörtel und den Ziegeln war offensichtlich fester als der Ziegel selbst. Bei einer starken Bewegung des Turmes gab daher nicht die vermörtelte Fuge, sondern der Ziegel nach und brach auseinander. Es handelt sich dabei eindeutig um Schäden, deren Ursache in der Verwendung ungeeigneten Materials bei der Vermörtelung der Grate liegt.

Das Zementkorsett der Grateinmörtelung führte vor allem im oberen Bereich der Dachflächen zu erheblichen Schäden bei der Eindeckung. Hier liegen teilweise nur zwei bis vier Ziegel nebeneinander in einer Reihe. Da die beiden äußeren Ziegel jeweils ebenfalls in das Korsett mit eingebunden sind, werden die Kräfte auch auf die Flächenziegel übertragen, so dass hier neben Bruch auch entlang der Längskanten erhebliche Kantenpressungen auftreten können, die in zahlreichen Fällen zu einer vollständigen Zersplitterung der Ziegel geführt haben. Daneben führte die unsachgemäße Vermörtelung der Grate und die bei der hier vorhandenen Eindeckung unsachgerechte rückseitige Einspeisung der Flächenziegel zu Feuchtigkeitsschäden an den Ziegeln und am Holzwerk des Daches. An den Graten waren mitunter die gesamten Hohlräume unter den Gratziegeln mit zementhaltigem Mörtel gefüllt. Das hohe Wasserbindevermögen des zementgebundenen Mörtels führte zu einer anhaltenden Durchfeuchtung von Ziegel und Holzwerk. Bei den Flächenziegeln kam hinzu, dass durch die überflüssige und falsch angebrachte Vermörtelung nicht nur die Luftzirkulation unterbrochen, sondern in weiten Teilen auch die Dachlatten eingemörtelt wurden. Damit wurde verhindert, dass diese rasch abtrocknen konnten. Die

entsprechende Schädigung der Dachlatten war hier nur eine Frage der Zeit.

Die zweite Gruppe der Schäden ist vielfältig und jeweils ziegeltypcharakteristisch. Vor allem bei den zu Ende des 18. Jahrhunderts hergestellten Ziegeln treten häufig schollenartige Ablösungen ganzer Oberflächenteile auf. Die Bruchgrenzen laufen dabei jeweils entlang der bei diesen Stücken vorhandenen Materialgrenzen. Der Ziegler hatte das inhomogene Ausgangsmaterial wohl nur wenig aufbereitet, so dass eine homogene Durchmischung der unterschiedlichen Sedimente nicht stattgefunden hat. Da die einzelnen Tongemenge physikalisch unterschiedliche Eigenschaften aufweisen, kam es so an den Materialgrenzen zu Haarrissen, die später zu Rissen oder schollenartigen Ablösungen führten. Hier handelt es sich also um ein materialbedingtes Schadensphänomen, das auf einen bestimmten Ziegeltyp beschränkt ist. Durch schlechter werdende Rahmenbedingungen, vor allem durch Behinderung der Ablüftung der Ziegel durch falsch verstandene Reparaturmaßnahmen trat dieses Schadensbild in der jüngeren Vergangenheit verstärkt zu Tage.

Eine ebenfalls große Schadensgruppe bilden die Schäden an der Oberfläche. Um der Glasur Leuchtkraft zu verleihen, wurde darunter eine weiße Engobe aufgetragen. Besitzt die Engobe, die eine Tonschlämme ist, andere physikalische Eigenschaften als der Ziegel selbst und wurde zu dick aufgetragen, so ergeben sich im Material Spannungen, die ein Abplatzen der Engobe und der darauf liegenden Glasur zur Folge haben. Bei



dünn aufgetragener Engobe verringert sich diese Gefahr.

Bemerkenswert erscheint hier die Tatsache, dass vor allem bei den jüngeren Ziegeln eher großflächige Schäden vorhanden sind, bei den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen dagegen vorwiegend punktuelle Schäden.

Was nicht generell als eigentlicher Schaden anzusprechen ist, sind die Absprengungen durch Kalk-einschlüsse. Befinden sich bei der Herstellung des Ziegels Kalkbatzen im Material, so quillt dieser bei der ersten Durchfeuchtung nach dem Brand auf und führt zu Absprengungen und Kraterbildung. Dieser Vorgang ist damit beendet.

Was allerdings als Schaden anzusprechen ist, sind handwerklich falsche Ausführungen, die zu den oben genannten Schäden erst verstärkt geführt haben.

12 Dachfläche mit Grat im oberen Turmbereich vor der Sanierung.

13 Ziegelfläche mit Schäden vor der Sanierung.

14 Detailaufnahme der Verlegung der Gratziegel.

15 Flächenanschluss an einen Dachgrat. Die Ziegel führen das Wasser in die Dachfläche und nicht zum Grat.



Der Ersatzziegel

Der für den Grünen Turm entwickelte Reparaturziegel sollte sich in seinem Erscheinungsbild und in seinen technischen Eigenschaften möglichst nahe an den spätmittelalterlichen Ziegel annähern, der für den Turmhelm geschaffen worden war. Es waren damit folgende Kriterien zu erfüllen:

- Eine lang gezogene Nase für den sicheren Halt an der extrem steilen Dachfläche.
- Mittellängsrinne an der Rückseite zur Vermeidung von Punktlasten der darunter liegenden Ziegel und vor allem zur besseren Hinterlüftung.
- Ein aus der Mittelachse versetztes Nagelloch, das in der Regel von dem darüber liegenden Ziegel verdeckt wird.
- Trapezoider Querschnitt des Ziegels über das herstellungsbedingte Maß hinaus, so dass die Breite der Unterseite geringfügig schmaler ist als die Oberseite. Der Ziegel kann so die Verwindung des Turmhelmes nachvollziehen, ohne dass es zu extremen Kantenpressungen kommt, und es entsteht eine zusätzliche Lüftungsmöglichkeit.
- Gewichtsminimierung durch reduzierten Querschnitt im Mittelteil des Ziegels.
- Scharf geschnittene Fase entlang der Spitze des Ziegels, damit das Oberflächenwasser von den Fugen zwischen den Ziegeln abgeleitet wird und über die untere Spitze auf den nächsten Flächenziegel abfließt.

16 Schnitte und Seitenansichten von Rohlingen der Reparaturziegel.



- Bei den Glasuren sollten die alten Farben soweit dies heute technisch machbar und – im Hinblick auf die verwendeten Materialien – zulässig ist, nachgestellt werden. Im Unterschied zu den spätmittelalterlichen Vorgängern wurden die neuen Ziegel jedoch zweimal gebrannt.

Diese Anforderungen waren in der noch während der Kartierung ausgearbeiteten Ausschreibung formuliert. Die anbietenden Ziegeleien mussten in ihrem Gebot auch darlegen, wie der Ersatzziegel geschaffen werden sollte. Neben den von den Anbietern vorgelegten Mustern entschied vor allem diese technische Darlegung über die Vergabe des Auftrags. Mit dem ausführenden Betrieb wurden schließlich die Feinheiten der Herstellung des Flächenziegels, der Sonderschnitte und der Gratziegel weiterentwickelt. Die manufakturmäßige Herstellung der Ersatzziegel führte dabei zu durchaus gewünschten und verlangten kleinen Unregelmäßigkeiten bei der Gestaltung, die Kohlefeuerung beim Brand zu Farbnuancen beim Scherben und den Glasuren, so dass sich die 1998 neu verlegten Ziegel unauffällig in das gewachsene Bild der Dachhaut einfügen.

Die Durchführung der Reparatur

Entscheidend für die Qualität der Reparatur und deren Beständigkeit ist letztendlich aber noch immer die konkrete Ausführung der Maßnahme. Der beste Reparaturziegel kann nicht von Dauer sein, wenn er fehlerhaft verlegt wird. Aus diesem Grunde erscheint eine frühe Hinzuziehung der

ausführenden Handwerker bei der Vorbereitung einer solchen Reparatur notwendig. Wichtig ist, dass die Schadensursachen erkannt und bei der Reparatur nicht die Fehler früherer Reparaturmaßnahmen wiederholt werden.

Das hier realisierte Reparaturkonzept führte dazu, dass die Dachhaut bei den intakten Bereichen an Ort und Stelle verblieb. Nur bei den punktuell erforderlichen Reparaturingriffen wurden die Ziegel vorsichtig entnagelt und abgenommen, um die Maßnahme durchzuführen. Einzelne lose Ziegel oder die obersten Ziegel im Anschluss an eine bestehende Fläche wurden mit einem Edelstahlendraht an die Lattung gebunden.

Bei der Verlegung der Reparaturziegel musste der Dachdecker wie auch bei den Originalziegeln nicht nur auf das Farbenspiel achten, sondern auch darauf, dass die in sich leicht verformten Ziegel zueinander passend verlegt wurden.

Die infolge der technisch falschen Vermörtelung aus früheren Reparaturphasen nahezu vollständig zerborstenen Grate mussten komplett abgenommen werden. Die Gratziegel wurden nahezu vollständig ersetzt.

Der Mörtel im Grat- und Firstbereich hat in erster Linie die Aufgabe einer „Dichtlippe“ – gehalten wird der Ziegel von der Nagelung. Zur Entlastung dieses „Schwachpunktes“ sollten die an den Grat anstoßenden Flächenziegel das ablaufende Wasser in die Fläche leiten. Der Mörtel selber muss eine gewisse Elastizität aufweisen, um Bewegungen folgen zu können sowie möglichst wenig Feuchtigkeit materialbedingt zurückzuhalten, damit eine gute Auslüftung auch der umgebenden Ziegel zur Vermeidung von Frostschäden sichergestellt wird. Traditionell wurde hier ein mit Tierhaaren armierter Luftkalkmörtel verwendet, der mit verschiedenen Zusätzen wie Muschelkalk, Talkum und öligen Bestandteilen und manchem mehr optimiert wurde. Für die Neuvermörtelung der Grate wurde ein Mörtel verwendet, dessen Zusammensetzung aus der Analyse historischer Dachdecker Mörtel resultiert.

Neben den Materialeigenschaften des Mörtels ist auch die Ausführung für ein gutes Ergebnis mitverantwortlich. So darf der Mörtel nicht über die Kante des Gratziegels hervorreichen, die Flächenziegel sollten dem Grat kein Wasser zuleiten und die Oberfläche des Mörtels muss durch anschließendes Glattstreichen verdichtet werden.

Der Mörtelschlag hat nur schmal im Bereich der Kanten des Gratziegels zu erfolgen, so dass der Grat zwischen Ziegel und Sparren belüftet ist; auch ist die schadensfreie Beweglichkeit der Kan-



te so besser sichergestellt. Als Montagehilfe wurde bei dem steilen glasierten Dach ein entsprechendes breites Drahtgeflecht verwendet, welches auch als zusätzliche Armierung dient. Denn nur mit einer entsprechend sorgfältigen Ausführung und Verwendung bester Materialien erreichen wir eine elastische, gut sich selber belüftende Dachhaut, auf der die Ziegelgeschichte des Grünen Turms weiter fortgeschrieben werden kann.

Das 1998 reparierte Dach des Grünen Turmes hat das Sturmtief „Lothar“ vom 26.12.1999 ohne erkennbaren Schaden überstanden.

Dipl.-Ing. Bruno Siegelin
Waldhof
88634 Herdwangen-Schönach

Dr. Ulrich Knapp
Dom-Museum
Domhof 4
31 134 Hildesheim

17 Die Turmspitze nach Abschluss der Sanierungsmaßnahme.



Rätsel um ein altes Haus

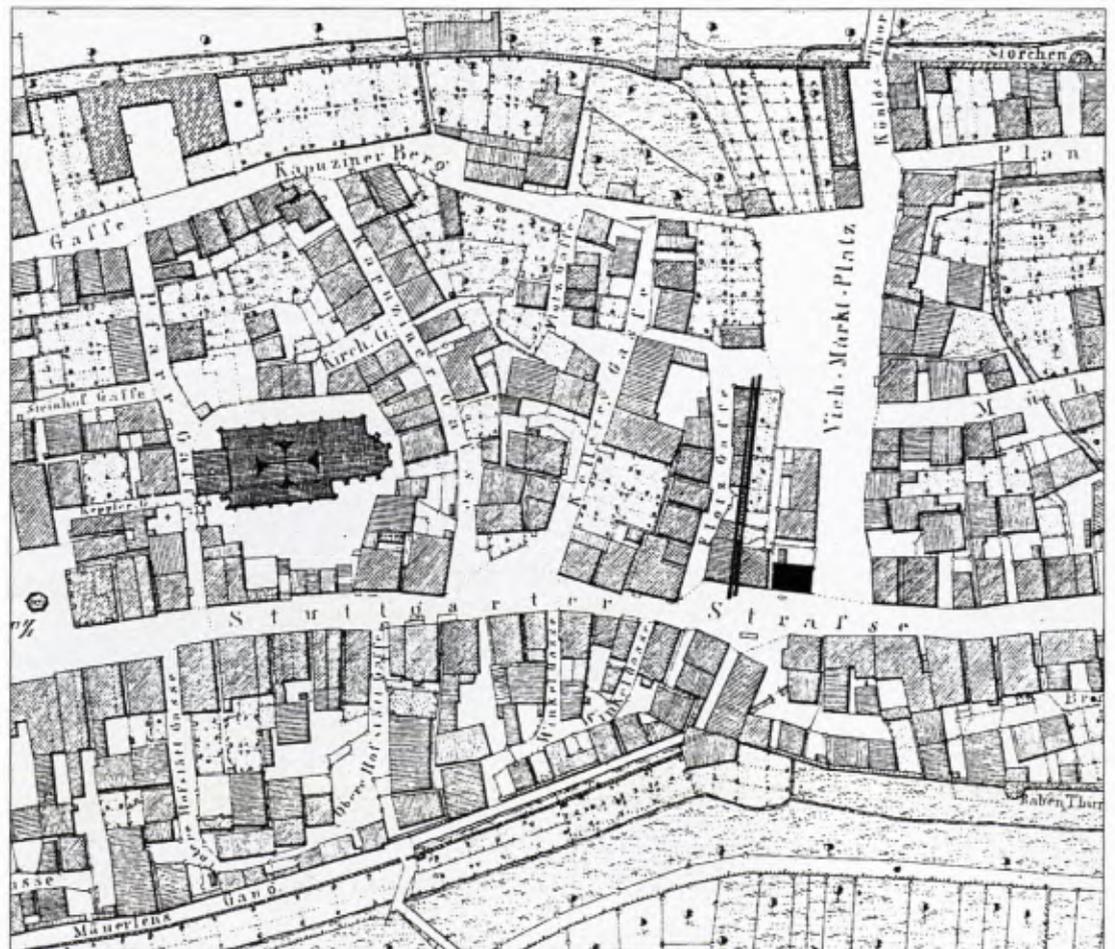
Das Gebäude Stuttgarter Straße 31 in Weil der Stadt beherbergt zur Zeit die städtische Sozialstation, die noch in diesem Jahr in das instand gesetzte Spitalgebäude umziehen wird. Im Obergeschoss befindet sich eine derzeit leer stehende Wohnung. Der vorliegende Bericht ist das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit Baugeschichte und Struktur des Hauses. Ziel dabei war und ist es, den Eigentümern und hier auch der Leserschaft den Denkmalwert des Baus zu vermitteln.

Barbara Baum / Angelika Reiff

Das in Ecksituation zur Badtorstraße stehende Gebäude war 1980 im Zuge der Inventarisierung in die Kulturdenkmalliste aufgenommen worden. Bei der Ende 1999 erfolgten bauhistorischen Untersuchung des Gebäudes sind erstaunliche Ergebnisse zutage getreten, die hinsichtlich der bauzeitlichen Gebäudefunktion weitere Fragen aufwerfen. Haus und Hausgeschichte sollen hier vorgestellt werden, um dieses interessante Kulturdenkmal bekannt zu machen, damit es auch die seiner Bedeutung angemessene Beachtung, Würdigung und Pflege erfahren kann.

Die 1999 erfolgte Innenbegehung machte bezüglich der Funktionsannahme des Bauwerks Unge-

reimtheiten deutlich: Die in Ecklage befindliche, an der charakteristischen Fenstersituation noch ablesbare Stube weist atypischerweise keine gemeinsame Wand mit der Küche auf; sie konnte daher ursprünglich nicht, wie üblich, von der Hauptfeuerstelle beheizt werden. In dem außergewöhnlich großzügigen, von Sichtfachwerkwänden begrenzten Flurbereich fiel die etwa in Mitte des Hauses befindliche Ständerkonstruktion auf, die aufgrund ihrer Ausbildung mit Kopfstreben und der Abschrägung (Fasung) aller Kanten auf eine anfänglich freie Stellung ohne Wandanschluss hinweist. Die heute an den Ständer anschließenden, ebenfalls historischen Innenwände schienen demnach



1 Historische Flurkarte (1830/31) von Weil der Stadt mit dem Gebäude in der Stuttgarter Straße (schwarz) und der wenig westlich verlaufenden staufischen Stadtmauer.



2 Ansicht des Gebäudes Stuttgarter Straße 31 von Südosten.

nicht originär zu sein. Es ist also zu vermuten, dass das Obergeschoss des Gebäudes zur Bauzeit als offener Großraum konzipiert war.

Diese Beobachtungen gaben Anlass zur Beauftragung einer vertiefenden bauhistorischen Analyse. Die dabei gewonnenen baulichen Befunde sollten Aufschluss über die primäre Hausstruktur und damit Rückschlüsse auf die Funktion des Gebäudes geben. Die mittlerweile vorliegenden Untersuchungsergebnisse haben nicht nur die Anfangsvermutung bestätigt, sondern darüber hinaus weiterführende interessante Ergebnisse und Fragestellungen erbracht.

Das Gebäude wurde gemäß dendrochronologischer Datierung 1696 unmittelbar außerhalb der staufischen Stadtmauer, offenbar im alten Grabenbereich, in Nachbarschaft zum Badtor erstellt. Der Bauplatz befand sich somit zwischen der im 15. Jahrhundert angelegten Spitalvorstadt und der staufischen Kernstadt. Im Gegensatz zur heutigen Situation stand das Haus zu seiner Erbauungszeit weitgehend frei, was an den beidseitig mit Zierfachwerk ausgebildeten Giebelseiten ablesbar ist. Der nördliche Anbau entstand erst im späten 19. Jahrhundert. Das heutige Nachbarhaus, das den Blick auf die westliche Giebelwand verstellt, wurde aus Steinen des 1811 abgerissenen Badtores erstellt.

Das Gebäude Stuttgarter Straße 31 ist in Fachwerkkonstruktion über dicken, sorgfältig gemauerten Erdgeschosswänden errichtet. Das bauzeitliche Fußbodenniveau des Erdgeschosses lag, der heutigen Befundsituation zufolge, wesentlich

tiefer. Daher ist von einer ehemals vergleichsweise großen Raumhöhe im Erdgeschoss auszugehen. Bedingt durch den Umbau des östlichen Erdgeschossbereiches (heute Sozialstation) konnte im Erdgeschoss nur der westliche, original erhaltene Hausbereich untersucht werden. Trennwände aus der Erbauungszeit konnten hier nicht nachgewiesen werden. – Mit aller Vorsicht kann davon ausgegangen werden, dass das Erdgeschoss ursprünglich großräumig angelegt war.

An gleicher Stelle wie heute führte eine einläufige Treppe entlang der südlichen Traufwand in das Fachwerk-Obergeschoss. Zur Erbauungszeit waren im Obergeschoss nachweislich keine inneren Trennwände vorhanden, so dass man sich diese Ebene als eine offene Halle mit ca. 3 m lichter Raumhöhe vorstellen muss, die einen Mittelstützenunterzug und den bereits erwähnten Mittelständer mit Kopfstreben aufwies. Eine Nutzung als Wohnraum kann damit für die Erbauungszeit ausgeschlossen werden.

Ein Jahr nach der Erbauung (1697 -d-) wurde zwischen nördlicher Traufwand und Mittelunterzug ein geschlossener Raum mit eigener Decke etwa 65 cm unterhalb der Geschossdecke ausgebildet. Deutliche Rußspuren belegen die Befuerung dieses Raumes. Die Innenseiten der Außenwände weisen ebenso wie dieser eingestellte Raum von außen Befunde einer Farbgestaltung als graue Sichtfachwerkbemalung auf, die noch näher untersucht werden sollten. Die Fenster lagen an allen Seiten zwischen den beiden Querriegeln, sie waren ca. 50 x 80 cm groß.

3 Nördliche Traufseite des Kernbaues.



5 Querschnitt mit Hervorhebung der 1697 eingestellten Räume und mit Innenansicht der Westgiebelwand. Aufnahme: Hans Jürgen Bleyer.

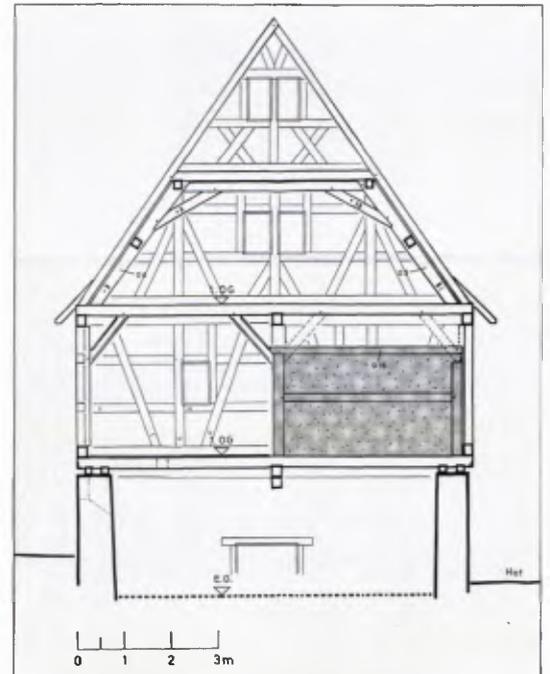
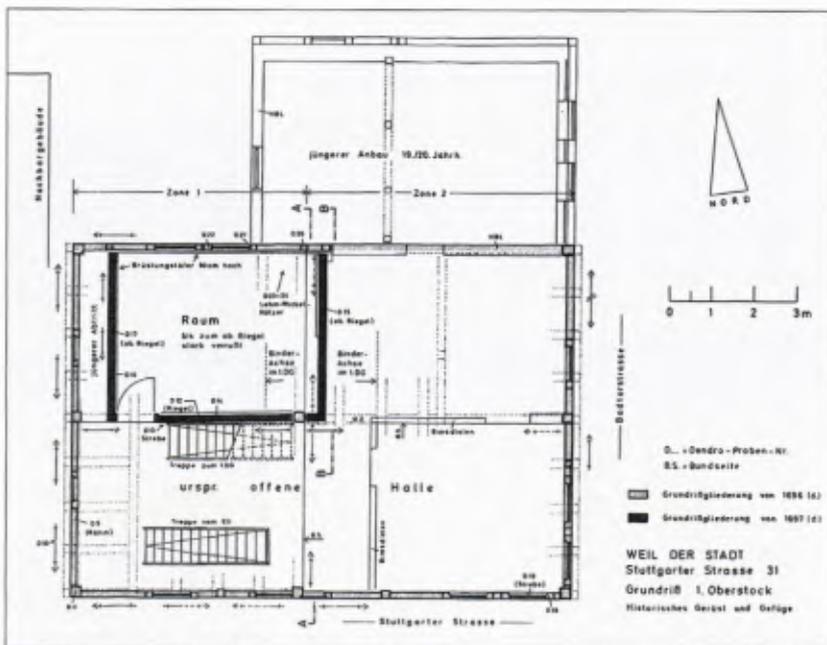
Knapp 100 Jahre nach der Erbauung erhielt das Gebäude die heute überlieferten größeren Fensteröffnungen (1789 -d-), deren charakteristische Gruppierung an der südöstlichen Ecke die in dieser Zeit geschaffene Stubenausbildung ablesbar werden lässt. Es ist davon auszugehen, dass erst seit dieser Zeit das Oberschoss als Wohnung gedient hat. Der 1697 eingestellte Raum erhielt 1872, vermutlich zeitgleich mit der Erstellung des nördlichen Anbaus, eine neue Innenausstattung mit umlaufendem Brüstungstäfer und neuem Verputz.

Etwa in Hausmitte führt entlang der 1697 erstellten Fachwerkwand eine einläufige Treppe in das Dachgeschoss. Das Dachwerk, solide abgezimmert mit liegendem Stuhl, blieb bis heute – trotz des später angefügten Anbaus – annähernd ungestört erhalten. Die Deckenbalken in den beiden Querbundachsen weisen einen größeren Querschnitt auf als die übrigen, was mit der bauzeitlich fehlenden Lastabtragung durch Innenwände zu begründen ist und als weiterer Hinweis auf die Hallenausbildung gewertet werden kann.

Die aus der Erbauungszeit tradierte bzw. nachvollziehbare Bauweise, Struktur und Gestaltung des Gebäudes schließen sowohl die Nutzung als Bürgerwohnhaus als auch eine landwirtschaftliche Funktion aus.

Die exponierte Lage des Gebäudes, die Ausbildung des Zierfachwerks und die innere farbliche Ausgestaltung kennzeichnen den ehemals repräsentativen Stellenwert des Hauses. Die über Weil der Stadt hinaus im südwestdeutschen Raum ungewöhnliche Hausstruktur legt sicherlich eine stadthistorisch bedeutende Sonderfunktion nahe. Es könnte sich im Obergeschoss beispielsweise um einen Versammlungsraum (Gasthaus- oder Zunftsaal) gehandelt haben, wobei jedwede

4 Grundriss OG mit Hervorhebung der Bauphasen 1696 und 1697. Aufnahme: Hans Jürgen Bleyer.



Lagerfunktion in den angrenzenden Geschossen untergebracht sein konnte.

Das Gebäude zeichnet sich durch einen hohen Überlieferungsgrad seiner historischen Substanz aus. Doch gibt es bezüglich seiner anfänglichen Verwendung Rätsel auf, zumal Vergleichsbeispiele nicht bekannt sind. Weitere Erkenntnisse können sicherlich durch archivalische Recherchen gewonnen werden, wobei entsprechende Nachforschungen aufgrund der dendrochronologischen Datierung des Baues gezielt durchgeführt werden könnten. In Korrespondenz zu den hierbei zu gewinnenden Ergebnissen wird das Gebäude als bauliche Quelle durch weitere Untersuchungen in restauratorischer, bauhistorischer und gegebenenfalls archäologischer Hinsicht weiterhin befragt werden können.

Eine Lösung dieser schon aufgrund ihrer Seltenheit spannenden Aufgabe verspricht über die hausgeschichtliche Erkundung hinaus einen interessanten Beitrag zur Erforschung der Stadtgeschichte der ehemaligen Reichsstadt Weil der Stadt.

Literatur

Bauhistorische Kurzuntersuchung zum Gebäude Stuttgartger Straße 31 durch Ingenieurbüro für Hausforschung Hans Jürgen Bleyer, Metzingen, Archiv Landesdenkmalamt.

Dipl.Ing. Barbara Baum
 Dipl.Ing. Angelika Reiff
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Mörikestraße 12
 70178 Stuttgart

Das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Eröffnungsansprachen

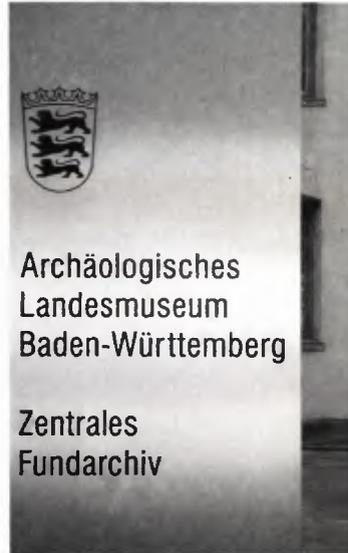
Am 4. Juni 1999 wurde in Rastatt das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg durch den Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Klaus von Trotha MdL, eröffnet.

Das Zentrale Fundarchiv ist nach der Außenstelle in Konstanz die zweite Aufbaustufe des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg. Seine Aufgabe ist, die in Eigentum des Landes befindlichen archäologischen Fundbestände zu übernehmen und zu verwalten, für ihre Erhaltung zu sorgen, sie durch Kataloge zu erschließen und für Ausstellungen und wissenschaftliche Bearbeitung zur Verfügung zu stellen.

Vom Land wurde dafür das in den Jahren 1848–1854 errichtete Lazarett der Bundesfestung Rastatt bereitgestellt (vgl. den Bericht in Heft 27, 2, 1998, 14 ff.). Die äußerst massive Bauweise und das klar strukturierte großzügige Raumprogramm machen das ehemalige Lazarett für die neue Nutzung geradezu ideal. In der bereits sanierten Südhälfte werden netto 2500 m² als Magazinfläche genutzt. Knapp die Hälfte des 7000 m² großen Verwaltungsbereichs wird von Fundbearbeitungsräumen eingenommen. Mit fortschreitender Sanierung wird die Magazinfläche verdoppelt und vor allem im Nordflügel die dringend erforderliche Restaurierwerkstatt für archäologische Funde eingerichtet werden können.

Das in der Fundverwaltung eingesetzte Datenbanksystem (ADAB) und die damit verknüpfte Barcode-Technik haben sich bereits bestens bewährt. Seit der ersten EDV-gestützten Anlieferung im Mai 1999 ist der Bestand auf mehr als 20.000 Fundkartons aus mehr als 1.200 Fundstellen im ganzen Land angewachsen! Und jeder der Kartons ist samt seinem jetzigen Standort in der Datenbank mit Fundort und Inhalt registriert und deshalb in kürzester Zeit auffindbar.

Angeliefert wurden Funde vom Archäologischen Landesmuseum Konstanz, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und vor allem vom Landesdenkmalamt. Die Räumung der noch bestehenden Depots wird intensiv durchgeführt. Nachfolgend drucken wir einen Teil der Reden ab, die bei der Eröffnungsfeier gehalten wurden.





Begrüßung

Dieter Planck

Sehr verehrter Herr Minister von Trotha,
Herr Oberbürgermeister Walker,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

mit dem heutigen Tag kann die zweite Ausbaustufe des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg übergeben werden. Als erstes kulturhistorisches Museum für das ganze Land Baden-Württemberg wurde im Jahre 1992, nach zweieinhalbjähriger Bau- und Planungszeit, die Außenstelle Konstanz eröffnet. Die Einrichtung des Zentralen Fundarchivs hier im ehemaligen Festungslazarett Rastatt ist nun ein weiterer wichtiger Schritt. Denn diese zentrale Einrichtung für die Landesarchäologie schafft die Voraussetzung für die Konzeption und Realisierung der dritten und letzten Ausbauphase unseres Hauses. Nach der großen erfolgreichen Ausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf – Methoden und Ziele der Landesarchäologie“ im Jahre 1985 hatte die damalige Landesregierung eine Arbeitsgruppe eingerichtet mit dem Ziel, die Gründung eines eigenständigen archäologischen Landesmuseums zu prüfen. Schon bald darauf wurde die Forderung erhoben, als erste Stufe ein Zentrales Fundarchiv, vor allen Dingen vor dem Hintergrund des oftmals desolaten Zustands und der unsachgerechten Unterbringung des reichen und wertvollen archäologischen Fundmaterials, einzurichten. Der daufhin ausgearbeitete Dreistufenplan, der bis zum heutigen Tag Gültigkeit hat, umfasst nun in seiner zweiten Stufe die Einrichtung dieses Zentralen Fundarchivs, das die Bestände – der derzeit nicht sachgerechten aufbewahrten Funde

in weitgestreuten Depots der Landesmuseum und der Denkmalpflege – aufnehmen soll. Alle Funde in derzeit über 52 verschiedenen Depots, in Räumlichkeiten von ehemaligen Fabrikgebäuden, Schlossanlagen, Kellern von allen möglichen Gebäuden, sollen auf diese Weise zusammengeführt werden. Das Zentrale Fundarchiv konnte im vergangenen Jahr – nach der Fertigstellung des ersten Bauabschnittes – hier in Rastatt seine Tätigkeit aufnehmen, und wir freuen uns, dieses Archiv heute mit dieser Feierstunde offiziell der Öffentlichkeit zu übergeben. Damit wird eine Einrichtung für alle Freunde der Landesarchäologie in Baden-Württemberg und darüber hinaus geschaffen.

Mittelfristig werden hier alle archäologischen Funde in Landeseigentum zusammengeführt, die derzeit in den verschiedensten Depots lagern. Das – nach modernsten Gesichtspunkten konzipierte – Fundarchiv wird damit eine zentrale Funktion für die Landesarchäologie Südwestdeutschlands einnehmen. Hier in unserem Hause werden nicht nur die Fundbestände aus archäologischen Grabungen früherer Zeiten und aus aktuellen, großen Forschungsgrabungen nach modernsten Gesichtspunkten auf EDV-Basis archiviert, sondern sie werden darüberhinaus für wissenschaftliche und museale Aufgaben zur Verfügung gestellt. Zu diesem Zweck konnten wir entsprechende Arbeitsräume einrichten, die Wissenschaftlern aus Südwestdeutschland, aber auch aus dem übrigen Deutschland und dem angrenzenden Ausland für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung stehen.



1 Das ehemalige Festungslazarett, das heutige Zentrale Fundarchiv in Rastatt, Ansicht von Norden.

Das Zentrale Fundarchiv nimmt damit auf dem Gebiet der Landesarchäologie die Funktion eines Hauptstaatsarchivs für Bodenfunde ein. Hier wird das Quellenmaterial „archäologische Funde“ der Wissenschaft und Heimatforschung bestmöglich zugänglich gemacht, außerdem werden durch Leihgaben sowohl die Landesmuseen als auch die regionalen und kommunalen Museen für Dauer- und Landesausstellungen bestückt. Das Fundarchiv wird in den nächsten Jahren weiter ausgebaut. Vor allem ist die Einrichtung einer Restaurierungswerkstatt für archäologische Funde, z. B. organische Funde (wie Textilien und Holz), sowie für Eisenobjekte vorgesehen. Demnach fungiert das Fundarchiv als Dienstleistungsbetrieb für die Museen unseres Landes, andererseits für die nationale und internationale Forschung.

Als verantwortlicher Leiter des Archäologischen Museums freue ich mich, Sie heute in so großer Zahl hier begrüßen zu können. Mein ganz besonderer Gruß gilt Ihnen, sehr verehrter Herr Minister von Trotha. Ich möchte mich sehr herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie es sich nicht nehmen ließen, am heutigen Tag das Zentrale Fundarchiv hier in Rastatt der Öffentlichkeit zu übergeben. Seit den ersten Stunden der Gründung des Archäologischen Landesmuseums haben Sie die Hand über dieses Haus gehalten, und wir freuen uns, dass Sie auch die zweite Stufe realisieren konnten. Ich hoffe und wünsche in diesem Zusammenhang, dass die notwendige Ausstattung an Sach- und Personalausgaben – trotz des angespannten Haushaltes – in den nächsten Jahren erfolgen kann. Mein Gruß gilt den Vertretern des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, und hier freue ich mich, dass Sie, sehr verehrter Herr Ministerialdirigent Keller, als neuer Abteilungsleiter der Abteilung Kunst, heute zum ersten Mal an einer Veranstaltung unseres Hauses teilnehmen. Ich hoffe und wünsche, dass auch Sie – wie Ihr Vorgänger, Herr Ministerialdirigent Müller-Arens – die weitere Entwicklung dieses Hauses fördern. In Ihrer Begleitung darf ich Herrn Ministerialrat Dr. Gerber und Herrn Regierungsrat Will sehr herzlich begrüßen. Mein Gruß gilt Ihnen, Herr Oberbürgermeister Walker, als Repräsentant der Stadt Rastatt. Wir freuen uns, in Ihrer Stadt dieses Zentralarchiv als neue Landeseinrichtung schaffen zu können. Wir hoffen und wünschen, dass durch eine gute Zusammenarbeit zwischen der Stadt und unserem Haus der weitere Ausbau und die Festigung dieser Einrichtung bewirkt wird. Mein weiterer Gruß gilt den Abgeordneten, und ich möchte gerade Ihre Anwesenheit nutzen, um Dank zu sagen für die finanzielle Unterstützung dieser musealen Einrichtung. Das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg, als das jüngste Landesmu-



seum in unserem Land, bedarf des weiteren Ausbaus und der besonderen Zuneigung.

Die dritte Stufe, nämlich ein zentrales Museum mit einem Überblick über die gesamte Vor- und Frühgeschichte und die Ziele und Aufgaben der Landesarchäologie, sollte in den nächsten Jahren realisiert werden.

Mein Gruß gilt schließlich Ihnen, lieber Herr von Schnurbein, als dem Präsidenten der Deutschen Altertumsverbände, und ich freue mich und möchte mich sehr herzlich bedanken, dass Sie meiner Bitte nachgekommen sind, hier anlässlich dieser Eröffnung den Festvortrag zu halten. Als Repräsentant der Deutschen Archäologischen Wissenschaft werden Sie dabei die Bedeutung des Fundes und der Fundarchivierung deutlich machen und aufzeichnen, welche Resonanz einer solchen Einrichtung in wissenschaftlicher Sicht für unser Fach zukommt. Schließlich möchte ich Sie alle, liebe Kolleginnen und Kollegen aus Baden-Württemberg und den angrenzenden Ländern, sehr herzlich begrüßen. Ich freue mich, dass die in Baden-Württemberg tätigen Archäologen an den Universitäten, Museen und Denkmalämtern fast vollständig heute hier erschienen sind, um gemeinsam in dieser Feierstunde die Einrichtung und die Eröffnung dieses Hauses zu feiern. Ich denke, dieser Tag geht in die Geschichte der Landesarchäologie ein. Mit der Einrichtung des Zentralen Fundarchivs hier in Rastatt, wurde – wie ich meine – eine vorbildliche Einrichtung geschaffen, die sicherlich weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung findet. Neben der Archivierung werden wir auch in regelmäßig stattfindenden kleinen Ausstellungen die interessierte Öffentlichkeit der Stadt und der Region über neue, aktuelle Ergebnisse der Landesarchäologie informieren. Insofern denke ich, dass auch die Region und die Stadt einen Gewinn von dieser Einrichtung hat.

2 Flur im Erdgeschoss vor dem Bezug.

3 Anlieferung der Gitterboxen.

4 Keramikmagazin mit römischer Großkeramik.



Zum Schluss sei es mir gestattet, all denjenigen Dank zu sagen, die zum Gelingen dieses Hauses beigetragen haben. An erster Stelle gilt mein Dank dem Staatlichen Hochbauamt Pforzheim, Außenstelle Baden-Baden, und hier ganz besonders Herrn Oberbaurat Schmidt, der Oberfinanzdirektion Karlsruhe für die konstruktive und gute Zusammenarbeit und nicht zuletzt dem Finanzministerium Baden-Württemberg, und hier insbesondere der Abteilung für Hochbau, dessen

früherer Leiter, Herr Ministerialdirigent Klemmer, im Dezember 1993 mir zum ersten Mal dieses Haus angeboten hatte. Ich denke, dass für das Baudenkmal „Festunglazarett Rastatt“ auf diese Weise eine herausragende, sinnvolle und langfristige Nutzung gefunden wurde, die das Gebäude als Ganzes erhält und eine optimale Unterbringungsmöglichkeit für das archäologische Fundgut aus dem Land Baden-Württemberg bildet. Mit in den Dank einschließen möchte ich aber auch diejenigen, die sich schon seit 1993 mit der Einrichtung beschäftigt haben, insbesondere Frau Dr. Britta Rabold, heute in der Außenstelle in Karlsruhe, Eugen Stauß aus Stuttgart und schließlich den örtlich verantwortlichen Wissenschaftler, Hartmut Kaiser, dem – zusammen mit Dr. Jörg Heiligmann – die Verantwortung für dieses Zentrale Fundarchiv übertragen wurde. Möge diese Einrichtung mit dem heutigen Tag zu einem Ort der Begegnung für Wissenschaftler und an der Archäologie Interessierten aus Stadt und Land werden.

5 Kleine Ausstellung zum „Tag des offenen Denkmals“ 1999.



Prof. Dr. Dieter Planck
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Mörikestrasse 12
70178 Stuttgart

Festansprache

Klaus von Trotha

Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen heute im Namen der Landesregierung und insbesondere von Herrn Ministerpräsident Erwin Teufel die besten Wünsche zur Eröffnung des „Zentralen Fundarchivs in Rastatt“ überbringen kann.

Eric Hobsbawm, der große alte Herr der britischen Historikerzunft, fragte kürzlich „Wie viel Geschichte braucht die Zukunft?“ Ich bin davon überzeugt, dass wir mehr brauchen, als viele glauben, denn Geschichte gibt den Ort vor, wo wir stehen, Geschichte gibt notwendige Orientierung. Erst das Wissen um unsere Herkunft zeigt uns, was wir sein können. In einer Welt der „neuen Unübersichtlichkeit“, um mit Habermas zu sprechen, die sich zunehmend globalisiert, wird dies wichtiger als je zuvor.

Die Eröffnung des „Zentralen Fundarchivs“ stellt deshalb ein weiteres klares Bekenntnis der Landesregierung zu Geschichte und Kultur Baden-Württembergs dar. Trotz schwieriger finanzieller Rahmenbedingungen verfolgen wir zahlreiche neuere Projekte im Museumsbereich weiter. Dies geschieht in der festen Überzeugung, dass eine moderne Gesellschaft nicht ohne das Bewusstsein ihrer Herkunft bestehen kann.

Nicht nur das Archäologische Landesmuseum, das seine Arbeit mit der Außenstelle in Konstanz 1992 aufgenommen hat, ist Ausdruck dieser Überzeugung, sondern ebenso auch der Beschluss der Landesregierung zum Bau des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart. Für die Besucher besteht somit in Kürze die Möglichkeit, den ganzen facettenreichen Spannungsbogen der Geschichte unseres Landes „betrachten zu können“. Von der Vor- und Frühgeschichte über die Antike, das Mittelalter und die Neuzeit bis hin zur unmittelbaren Vergangenheit und Gegenwart. Museal gesprochen also vom Archäologischen Landesmuseum über die beiden großen Landesmuseen in Karlsruhe und Stuttgart, das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim bis hin zum Haus der Geschichte. Dem Besucher wird hier eine Vielfalt geboten, die in Deutschland für ein Bundesland wohl einmalig ist. Sie erstreckt sich von der Archäologie über die Kulturgeschichte bis hin zur Technik-, Sozial- und Politikgeschichte. Neben den großen Galerien und Kunstinstituten bilden somit die archäologisch-geschichtlichen Museen einen besonders attraktiven Bestandteil unserer Museumslandschaft.

Baden-Württemberg ist nicht nur ein politisch-administrativ definiertes Territorium im Herzen Europas, sondern zugleich eine jahrtausendealte

Kulturlandschaft. Seine alten Zeugnisse zu bewahren, zu untersuchen und die bedeutendsten Funde der Öffentlichkeit an einem zentralen Ort zugänglich zu machen, ist die Aufgabe des Archäologischen Landesmuseums in Zusammenarbeit mit der Landesarchäologie. Ohne die Arbeit der Archäologen müsste man wohl Thomas Mann Recht geben, der seinen großen Roman „Joseph und seine Brüder“ mit den Worten beginnt: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn unergründlich nennen? [...] Denn nun gerade geschieht es, dass, je tiefer man schürft, je weiter hinab in die Unterwelt der Vergangenen man dringt und tastet, die Anfangsgründe des Menschlichen, seiner Geschichte, seiner Gesittung, sich als gänzlich unerlotbar erweisen und vor unserem Senkblei, zu welcher abenteuerlichen Zeitenlänge wir seine Schnur auch abspulen, immer wieder und weiter ins Bodenlose zurückweichen.“

Jeder von Ihnen, meine Damen und Herren, der 1985 die große Ausstellung zum „Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie“ gesehen hat, wird mir zustimmen, wenn ich sage: die Erkenntnisse, die unsere Archäologen mit ihrem Senkblei zu Tage gefördert haben, gehören zum Faszinierendsten, was man sich vorstellen kann. Durch ihre Arbeit haben wir Einblicke gewonnen in die letzten 50.000 Jahre Geschichte, ja noch weiter zurück bis hin zu den urgeschichtlichen Menschen vor über 250.000 Jahren.

Die Aufstellung zum Keltenfürsten von Hochdorf war auch der Auslöser für die Gründung des Archäologischen Landesmuseums. Das Land reagierte damit auf die damals vorhandenen Defizite und auf das große Interesse der Öffentlichkeit, das in der Ausstellung sichtbar geworden war.

Die Landesregierung beschloss daraufhin einen Dreistufenplan für die Errichtung des Archäologischen Landesmuseums. Die erste Stufe bildete die Errichtung der Außenstelle in Konstanz, die im Jahr 1992 eröffnet werden konnte. In dem ehemaligen barocken Konventbau des Klosters Petershausen wurde eine Dauerausstellung von ca. 3000 m² eingerichtet, die unter dem Titel „Aspekte der Landesarchäologie“ neueste Grabungsergebnisse präsentiert. Einen weiteren Schwerpunkt der Arbeit in Konstanz stellt die Stadtarchäologie dar.

Gerade wird dort ein Anbau vorgenommen, um ein mittelalterliches Lastschiff aus Immenstadt (Bodensee) präsentieren zu können. Das Richtfest

soll noch im September dieses Jahres stattfinden und die Eröffnung des neuen Museumsteils ist für das nächste Frühjahr geplant.

Die zweite Ausbaustufe verkörpert das „Zentrale Fundarchiv“ hier in Rastatt, zu dessen Eröffnung wir uns heute versammelt haben. Nach den derzeitigen Planungen soll dann in einigen Jahren in einer dritten Ausbaustufe in Stuttgart das zentrale Archäologische Landesmuseum eingerichtet werden können.

Dem „Zentralen Fundarchiv in Rastatt“ kommt eine herausragende Bedeutung für die gesamte Landesarchäologie zu. Denn mit diesem Fundarchiv erhalten sowohl die bereits existierenden als auch die ständig hinzukommenden eindrucksvollen Funde eine zentrale Bleibe. Nachdem sie bislang auf viele Depots im ganzen Land verteilt waren, geht mit dem heutigen Tag ein Wunsch in Erfüllung, den die Archäologen des Landes schon seit Jahren, ja Jahrzehnten, äußern. Hier in Rastatt, im ehemaligen „Festungslazarett Rastatt“, können die Funde nun gepflegt und aufbewahrt, künftig auch restauriert werden. Sie werden nach den neuesten Kenntnissen sach- und fachgerecht archiviert. Die Grundlage hierfür bietet eine moderne EDV, die es ermöglicht, jederzeit nach den Fundstücken zu recherchieren, später auch über das Internet. In den nächsten Jahren ist darüber hinaus der Ausbau der Restaurierungswerkstätten geplant. Aber auch Wissenschaftler finden hier ideale Bedingungen vor, um ihren Untersuchungen am Fundgut vor Ort nachzugehen. Im Laufe der nächsten Jahre sollen alle Funde des Landes hier zusammengeführt werden. Dies betrifft das Landesdenkmalamt genauso wie die drei Landesmuseen, die derzeit noch mit archäologischen Aufgaben betraut sind.

Wir können stolz darauf sein, heute in Rastatt gewissermaßen ein „Hauptstaatsarchiv der Landesarchäologie“ zu eröffnen. Die Funde werden nun der Wissenschaft und der Heimatforschung bestmöglich zugänglich gemacht. Das Land hat sich dies alles auch einiges kosten lassen. Für den Umbau des Festungslazaretts wurden bislang von der Bauseite 4,7 Mio. DM und für die Einrichtung des Archivs 780.000 DM ausgegeben, insgesamt also ca. 5,5 Mio. DM – und dies in den Zeiten äußerst knapper öffentlicher Kassen!

Dass wir das Fundarchiv heute eröffnen können, verdanken wir dem außerordentlich großen Engagement der Mitarbeiter dieser Einrichtung. Sie erlauben daher, lieber Herr Professor Planck, dass ich nicht nur Ihnen heute meinen Dank ausspreche, sondern insbesondere auch Ihren Mitarbeitern, einer kleinen Gruppe unter Leitung von Herrn Kaiser. Sie alle haben die Einrichtung des Archivs seit dem Frühjahr des letzten Jahres zur Sache gemacht. Dafür möchte ich Ihnen, Frau

Reiß, Herr Günther, Herr Kopp, Herr Schäfer, Herr Schareiner und Herr Trabi sehr herzlich danken! Es ist mir bewusst, dass die Situation hier in Rastatt nicht immer einfach ist. Mein Haus wird sich bemühen, den Ausbau kontinuierlich voranzutreiben, aber bitte haben Sie Verständnis dafür, dass in der derzeitigen Finanzsituation des Landes dies nur Schritt für Schritt geschehen kann.

Das Land wird seinen eingeschlagenen Weg der Verbindung zwischen Archäologischer Denkmalpflege und Archäologischem Landesmuseum weitergehen, weil er sich bewährt hat.

Das Interesse an der Archäologie steigt von Jahr zu Jahr: dies belegen die Besucherzahlen unserer Ausstellungen ebenso wie die zahlreichen fachbezogenen Zeitschriften, nicht zuletzt aber auch die einschlägigen Fernsehserien, über deren Qualität man zwar unterschiedlicher Meinung sein kann, die aber dennoch ein ausgeprägtes Interesse der Öffentlichkeit widerspiegeln. Das Archäologische Landesmuseum hat sich diesen Trend zu Nutze gemacht und während seines kurzen Bestehens mit der hervorragend beurteilten Alamannen-Ausstellung in Stuttgart über 110.000 Besucher fasziniert.

Derzeit plant das Landesmuseum eine große Troia-Retrospektive für das Jahr 2001 unter dem Titel „Troia. Traum der Wirklichkeit“, die zunächst in Stuttgart zu sehen sein wird, später dann in Braunschweig und Bonn. Erstmals werden hier die neuesten Grabungsfunde außerhalb der Türkei gezeigt. Dies ist weitgehend auch ein Verdienst des Grabungsleiters in Troia, Professor Korfmann. Das Archäologische Landesmuseum hat in den vergangenen Jahren eine großartige Aufbauarbeit geleistet. Es ist zu dem Know-how-Träger der Präsentation archäologischer Funde im Land geworden. Gemeinsam mit den historisch orientierten Landesmuseen trägt es durch seine Arbeit dazu bei, das kulturelle Gedächtnis des Landes zu bewahren. Und ein Volk ohne Geschichtsbewusstsein wäre ja wie ein Mensch ohne Gedächtnis. Die Quelle hierfür bilden die unverzichtbaren Elemente unseres Kulturstaats, zu denen Baden-Württemberg sich als Land der Innovation und der Tradition ausdrücklich bekennt. Der Nobelpreisträger Octavio Paz hat einmal geschrieben: „Jede Gesellschaft wird nicht nur durch ihre Einstellung auf die Zukunft hin, sondern gegenüber der Vergangenheit bestimmt: ihre Erinnerung ist nicht weniger aufschlussreich als ihre Vorhaben.“

In diesem Sinne appelliere ich an die Mitarbeiter des Archäologischen Landesmuseums, ihre wertvolle Erinnerungsarbeit, die uns durch das Zentrale Fundarchiv Rastatt wesentlich erleichtert wird, fortzusetzen, damit auch die Zukunftsprojekte unserer Gesellschaft gelingen können. Meiner Unterstützung und der meines Hauses dürfen Sie sicher sein.

**Minister Dr. Klaus
von Trotha MdL**
Ministerium
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Königstraße 46
70 173 Stuttgart

Wohin mit den Funden? Auftrag und Anspruch eines Zentralen Fundarchivs

Siegmar von Schnurbein

Die Diskussion um die Frage, wo und unter wessen Verantwortung archäologische Ausgrabungsfunde aufbewahrt werden sollen, wird in Deutschland seit über 100 Jahren geführt. Schon ehe im Jahre 1892 unter der treibenden Ägide von Theodor Mommsen die Reichs-Limeskommission ihre Arbeit aufnahm, deren Ziel es war, den obergermanisch-rätischen Limes zwischen Rhein und Donau zu erforschen, wurde überlegt, sämtliche Fundstücke zentral in einem einzigen Museum zusammenzuführen, wobei sowohl an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg als auch an das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz gedacht worden ist (Braun 1992, 31 f.). Diesem Ansinnen standen von vornherein die Ansprüche der beteiligten Länder gegenüber, d. h. damals die Königreiche Bayern und Württemberg, die Großherzogtümer Baden und Hessen sowie die preußischen Provinzen Nassau und Rheinland. Es ist auch aus Sicht der bei uns heute so viel beschworenen Kulturhoheit der Länder verständlich, dass es zur Aufteilung kam, freilich nicht nur auf die jeweiligen Länder, sondern zu nicht geringen Teilen auch an Vereine, die damals eigene Museen unterhielten. Dabei fällt auf, dass Letzteres vor allem in Bayern der Fall war, wo die Funde nach Aschaffenburg, Gunzenhausen, Weißenburg, Eichstätt und Dillingen und nur zu einem kleinen Teil ins Bayerische Nationalmuseum nach München kamen. Dass in der Folgezeit die Funde in den Vereins-Museen nicht immer gut aufgehoben waren, als diese selbst und ihre aktiven Mitglieder vor allem während der Inflationszeit in größte Schwierigkeiten kamen, war zwar nicht vorauszusehen, für das Grundproblem aber charakteristisch. Speziell in den Sammlungen des Historischen Vereins in Eichstätt fehlen heute große Teile, was nur indirekt als Folge des 2. Weltkriegs gelten kann (Braun 1999, 491 ff.). Werner Krämer hat die Situation der erst durch die Nachkriegswirren besonders geschädigten nichtstaatlichen öffentlichen Museen treffend geschildert: „Obwohl häufig das Gegenteil behauptet wird, hat die Erfahrung dieser Jahre doch gezeigt, dass vor allem die nicht hauptamtlich betreuten Lokalsammlungen in unsicheren Zeiten den größten Gefahren ausgesetzt sind.“ (Krämer 1952, 145 f.)

Der Blick in die Gegenwart zeigt, dass das Prob-

lem – „Wohin mit den Funden“ – in Deutschland keineswegs generell gut gelöst ist. Ein einziges Beispiel sei genannt: Ausgrabungen, die die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main in einer jungsteinzeitlichen Siedlung der Wetterau durchführte, ergaben ca. 5 m³ Funde; sie waren sachgerecht in geeigneten Kartons verwahrt, solange die Bearbeitung im Seminar für Vor- und Frühgeschichte nicht abgeschlossen war. Dann aber stellte sich die Frage: Wohin? Das Wetterau-Museum in Friedberg sah sich außerstande wegen Platzmangels. Auf Vorschlag des Ministeriums sollte das Landesamt für Denkmalpflege einen feuchten Weltkriegsbunker dafür nutzen, in dem absehbar die Kartons in wenigen Jahren zerfallen würden. Dann erst konnte das Landesmuseum in Darmstadt dazu gedrängt werden, trotz größter Platzprobleme die Materialien zu übernehmen. Der Fundverbleib ist nämlich in Hessen gesetzlich nicht geregelt und beruht auf „Freiwilligkeit“, ein objektiv unhaltbarer Zustand. Daneben ist in Deutschland z. Zt. noch eine ganz andere Entwicklung zu beobachten. Ich zitiere aus einer Darstellung des Direktors der Prähistorischen Staatssammlung in München, der die zunehmende Zerstückelung der Funde in Bayern kritisierte (Wamser 1998, 54):

„Seit einigen Jahren kommt eine ... sich schon vor längerer Zeit anbahnende Entwicklung verstärkt dadurch zum Ausdruck, dass infolge der umständebedingten Aushöhlung des landesamtlichen Grabungsmonopols bzw. der Anwendung des Verursacherprinzips und der dadurch – vor allem durch die Beschäftigung privater Grabungsfirmen – bedingten eigentums- und besitzrechtlichen Folgen die Prähistorische Staatssammlung faktisch nur noch geringe Chancen hat, in den Besitz bedeutender Neufunde aus Bayern zu gelangen. So wanderten in den vergangenen Jahren die spektakulärsten Bodenfunde überörtlicher landesgeschichtlicher Bedeutung größtenteils in Privatbesitz ab oder gingen an nichtstaatliche Museen (meist Kleinstmuseen), Funde, von denen manche bei rechtzeitiger Kenntnis sicherlich in staatliche Obhut hätten gelangen können. Gegenüber allen noch so berechtigt erscheinenden eigentums- und besitzrechtlichen, emotionalen, denkmalpolitischen, projektplanerischen oder prozesstaktischen Fährnissen ist bei Ent-

scheidungen über den Verbleib archäologischer – zumal landesgeschichtlich hoch bedeutender – Funde indes der gesetzlichen Verpflichtung einer dauerhaften Erhaltung und Bewahrung absoluter Vorrang einzuräumen, will man nicht leichtfertig ein sonst unweigerlich vorprogrammiertes Vorschreiten archäologischen Substanzverlustes in Kauf nehmen.“

In Baden-Württemberg hat man die geschilderten Gefahren nicht nur schon vor langer Zeit erkannt, ich erinnere an die Initiative von Siegfried Junghans aus dem Jahr 1972, sondern auch nach gründlicher Vorbereitung gehandelt, sonst wären wir heute hier nicht versammelt. Ehe es dazu kam, waren hier wie überall aus unterschiedlichsten Gründen Probleme entstanden, die zu einem großen Teil in den eigentumsrechtlichen Traditionen ihre Wurzel haben. Vom römischen Recht her kommend, war es bei uns in Deutschland, abgesehen von der DDR und wenigen Teilen der alten Bundesländer, bis vor wenigen Jahren noch die Regel, dass bei Bodenfunden, deren ursprünglicher Eigentümer nicht mehr zu ermitteln war, der Finder und der heutige Grundeigentümer die Eigentumsrechte erwarben (Hönes 1998, 33 ff.). Darauf beruht die genannte Zuweisung der Funde der Reichs-Limeskommission an die bayerischen Vereine und die als Zitat verletzte Schilderung der gegenwärtigen Situation in Bayern. Aus dieser Rechtstradition erwuchs – auch wenn es gegen die Denkmalschutzgesetze verstößt – letztlich das Sondengänger- und Raubgräberwesen, das dazu führt, dass Zusammengehörendes auseinander gerissen wird, verbunden mit verheerenden wissenschaftlichen und materiellen Verlusten. Nicht so sehr aus Platzmangel oder Platznot sind daher in Baden-Württemberg und auch sonst in ganz Deutschland im Laufe unseres Jahrhunderts die Probleme der an viele Stellen verteilten Funde entstanden, sondern dies war primär eine Konsequenz aus damals und gebietsweise heute noch geltendem Recht.

Aber auch dort, wo nicht Privatpersonen oder Vereine Eigentumsrechte geltend machten, konnten durchaus schwierige Situationen entstehen: Als jüngst im Zuge der Gebietsreform zwischen Sachsen-Anhalt und Thüringen ein fundträchtiges Ausgrabungsgebiet, das während der DDR-Zeit zum Bezirk Halle gekommen war, wieder thüringisch wurde, entstand die Situation, dass – rechtlich konsequent – Funde von ein und derselben Fundstelle aus den Grabungsjahren vor und nach der Gebietsreform zu unterschiedlichem Museumseigentum geworden sind, nämlich der Landesmuseen in Halle und in Weimar. In Baden-Württemberg konnte bis vor einigen Jahren Ähnliches passieren: Als das Taubertal durch die Gebietsreform von Baden nach Württemberg

kam, ergab sich auch dort für viele Fundstellen, z. B. das hallstattzeitliche Gräberfeld von Werbach, eine Aufteilung der Funde auf die Landesmuseen von Karlsruhe und Stuttgart. Ähnliches geschah infolge des Gebietstausches zwischen den Regierungsbezirken Freiburg und Tübingen, z. B. für die römischen Plätze Rottweil und Sulz am Neckar. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren und das grundsätzliche Risiko der Fundzerstreuung ist hinreichend deutlich. Es ist speziell in Baden-Württemberg bereits dadurch wesentlich verringert worden, dass hier das Schatzregal die archäologischen Funde grundsätzlich dem Land zuordnet; Probleme, wie in Bayern geschildert, sind dadurch ausgeschlossen.

Die Lösung der Frage „Wohin mit den Funden?“ war damit für Baden-Württemberg vorgezeichnet: Dem seit 1972 bestehenden zentralen Landesdenkmalamt musste auch auf Dauer ein zentrales Haus zur Aufbewahrung der Funde entsprechen, zumal nach der Einrichtung des Archäologischen Landesmuseums, dem diese Aufgabe nicht zugeordnet worden ist. Diese Forderung nach einem entsprechenden Depot ergab sich einerseits aus verwaltungsorganisatorischen und andererseits aus konservatorischen und wissenschaftlichen Gründen. Die ersteren leuchten sofort ein, wenn man daran denkt, dass die Funde aus den staatlichen Grabungen vor kurzem noch auf über 50 Magazine im ganzen Land verteilt waren; sie heute mit den Möglichkeiten der EDV zentral zu verwalten, ist allein schon wegen der gigantischen Mengen der damit verbundenen Daten geboten. Es sind ja nicht allein die Angaben für das Magazin selbst, wie Fundorte, Ordnungsnummern etc., sondern vor allem die vielen Daten, die für jedes einzelne Fundstück von der Ausgrabung (Fundkoordinaten, Bodentiefe, Fundzusammenhang) über die Konservierung und Restaurierung bis hin zur wissenschaftlichen Zuordnung und Veröffentlichung angesammelt werden.

Auch für die Konservierung eine zentrale umfassend ausgestattete Werkstatt zu schaffen, ist wegen des damit verbundenen Bedarfs an aufwendigen technischen Installationen und Geräten geboten, können diese doch für die unterschiedlich zu behandelnden und ggf. auch verschieden zu lagernden Materialien – Keramik, Eisen, Buntmetall, Knochen, Holz und Textilreste etc. – viel besser ausgenutzt werden. Auch die Daten zu den konservatorischen Behandlungen müssen archiviert werden, denn bei vielen Fundarten ist es nicht mit einer einmaligen Konservierung getan, sondern regelmäßige Kontrollen und ggf. Nachbehandlungen sind erforderlich, die dann stets genau auf die vorhergehenden Verfahren abgestimmt sein müssen. Diese Fürsorge und Pflege

des dem Staat durch das Schatzregal zugefallenen kulturellen Erbes ist eine zwingende Folgeaufgabe, die durch ein Zentralarchiv mit geeigneten Räumen, der Restaurierungswerkstatt und der übrigen Infrastruktur bestens zu gewährleisten ist.

Sie werden den Wechsel der Begriffe bemerkt haben: Waren die Funde bisher auf Magazine verteilt, so heißt das neue Haus „Zentrales Fundarchiv“. Der neue Begriff ist mit Bedacht gewählt, weil der Anspruch, der sich aus der staatlichen Fürsorgepflicht ergibt, damit auch semantisch zum Ausdruck kommt. Er ist im Kern wissenschaftlich begründet, eben weil es um mehr als ein sicheres Magazinieren geht; wenn dem so wäre, könnte man alles an verschiedenen Stellen zerstreuen, so lange es gut bewahrt wird. Der Begriff „Fundarchiv“ zielt hingegen ganz bewusst darauf, die archäologischen Funde im Sinne von kulturhistorischen Urkunden zu behandeln, denn es handelt sich um die einzigen historischen Quellen für die schier unendlich lange Zeit von mehreren hunderttausend Jahren schriftloser Menschheitsgeschichte. Welch enormer Wandel im Bewusstsein der Menschen durch diese Quellen der prähistorischen Archäologie erzielt worden ist, wird dadurch deutlich, dass noch in der Jugendzeit meines Großvaters, also vor nur drei bis vier Generationen, das Alter der Menschheit mit Blick auf die Angaben der Bibel meist auf nur wenige tausend Jahre veranschlagt worden ist. Heute geht es uns darum, das teils noch sehr lückenhafte, teils aber bereits ziemlich dichte kulturgeschichtliche Datennetz der Entwicklung des menschlichen Lebens zu verfeinern, es in den verschiedenen Lebensräumen, Landschaften, Klimaphasen etc. zu analysieren und die kulturgeschichtlichen Prozesse regional und lokal von den Anfängen bis ins Mittelalter und zur Neuzeit hin zu verfolgen. Zugleich sind diese in die kulturgeschichtliche Entwicklung der „Alten Welt“ einzubetten, weil es sich ja nicht um isolierte, lokal oder regional abgeschlossene Vorgänge gehandelt hat. Wie stark wir in Europa miteinander verwoben sind, zeigte der in der vergangenen Woche in Heidelberg abgehaltene 3. Deutsche Archäologenkongress, an dem fast 1000 Teilnehmer aus ganz Deutschland und aus 15 europäischen Ländern sowie den USA zusammengekommen sind.

In dieser Sicht sind die archäologischen Urkunden mit den schriftlichen Urkunden absolut gleichwertig und sie bedürfen derselben sorgsamsten Aufbewahrung und Pflege, wie die historischen Urkunden, die weltweit längst durch entsprechende Archivgesetze geschützt sind. Wenn 1993 in einer Einführung in die Archivkunde neben den üblichen Archivalien ausdrücklich auch

die „Pläne und Risse einer Zeche“ als „archivwürdig“ bezeichnet werden (Franz 1993, 2), dann gilt solches gewiss auch für Grundrisse 5000 Jahre alter Häuser, für Gräber der Kelten und andere gut dokumentierte Archäologica, wie die fundreichen Bau- und Kulturschichten im Boden unserer Städte, die Auskunft geben über gerade jene Dinge, die die schriftlichen Urkunden nicht erwähnen, z. B. die Lebensumstände der Bevölkerung.

Es geht bei der Zusammenführung der Funde um die zentrale methodische Grundlage der Archäologie, den Vergleich. Allein dadurch, dass wir die Fundstücke miteinander vergleichen, können wir sie ordnen und wissenschaftlich auswerten. Wir sind daran gewöhnt, uns aus den Veröffentlichungen anhand von schematisierten Zeichnungen, von Photos und durch die Beschreibungen ein möglichst objektives Bild vom Aussehen der Fundstücke zu machen; wir haben damit gute Erfahrungen, kennen aber auch deren Grenzen: Jedem Archäologen mit einiger Berufserfahrung wird schmerzlich bewusst geworden sein, dass diese Dokumentationen oft genug nicht ausreichen und dass trotz noch so guter Bilder und Beschreibungen der persönliche Augenschein erforderlich ist. Man denke an die oft in Nuancen verschiedenen Macharten der Keramik, deren Farbe und Struktur wir nur bei minutiöser Beobachtung, oft mit Hilfe von Lupe und Mikroskop, in Kombination mit der Sensibilität unserer Hände und Fingerspitzen erfassen können, wenn es z. B. um Techniken der Oberflächenbehandlung geht. Welch ein Fortschritt an Vergleichsmöglichkeiten ergibt sich, wenn man alle einschlägigen Funde eines Fundplatzes wie des vorhin erwähnten Werbach nebeneinander legen und in Ruhe vergleichen kann! Ich habe es selbst erlebt, wie misslich es ist, wenn dies verwehrt ist: Als ich die Terra-Sigillata-Funde von Haltern in Westfalen zu bearbeiten hatte, stellte ich fest, dass nach deren im Prinzip mustergültiger Veröffentlichung im Jahr 1909 viele Stücke zu Vergleichszwecken ohne nähere Angaben in die verschiedensten Museen verteilt worden sind; wenige Stücke konnte ich in Tübingen finden, anderes blieb unauffindbar. Man hat sich damals nicht vorstellen können, dass Generationen später jemand mit anderen, neuen Fragen an das Material herangehen würde und den Vergleich möglichst aller Stücke dazu benötigen könnte. Es ging mir dabei sowohl um verfeinerte optische Verfahren, wie auch um chemische Analysen. Aber auch die chemischen Analysen waren bei den zugänglichen Stücken z.T. problematisch, weil etliche Stücke behandelt worden waren, ohne dass im Einzelnen dokumentiert war, womit. Die archäologischen Urkunden sind damals also nicht im Sinne

der umfassenden Archiv-Aufgabe aufbewahrt und behandelt worden, wodurch meine Untersuchungen unnötig früh ihre Grenzen fanden. Ein anderes Beispiel für die Fruchtbarkeit des direkten optischen Vergleichs ergab sich vor wenigen Jahren in Frankfurt, als im Liebig-Haus die antiken Kopien der Werke des Polyklet – alle dutzendfach veröffentlicht – in einer Ausstellung erstmals gemeinsam präsentiert worden sind. Diese Ausstellung war nicht nur glänzend besucht, sondern brachte für die klassische Archäologie wichtige Impulse auf einem Gebiet, das wissenschaftlich eher ausgezehrt schien. Auch wenn Funde noch so gut veröffentlicht worden sind, sind also die Originale für den unmittelbaren Vergleich wie auch für neue Untersuchungsmethoden anderer Art, die zukünftig entwickelt werden, unerlässlich und dies gilt eben auch bei unseren, für den Laien oft so unscheinbaren und daher nur scheinbar wertlosen Scherben.

Diese Beispiele waren vergleichsweise harmlos, weil sie unvergängliche Materialien betrafen. Was gäben wir heute darum, die vor Jahrzehnten geborgenen und inzwischen zerfallenen Holzfunde aus dem Federsee analysieren zu können! Wie viele Tier- und Menschenknochen sind nach ihrer Bestimmung beseitigt worden, aus Platzgründen, weil man meinte, es sei wissenschaftlich alles herausgeholt worden. Und nun stehen wir plötzlich vor den ungeahnten Möglichkeiten der DNA-Analyse, die uns den Einblick in Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen der Menschen ebenso ermöglicht, wie das Nachvollziehen von Einkreuzungen bei der Tier- und Pflanzenzucht. Die kulturgeschichtlichen und die umweltgeschichtlichen Forschungen stehen vor ganz neuen Perspektiven. Der erwähnte Heidelberger Kongress stand unter dem Motto „Archäologie – Naturwissenschaften – Umwelt“ und es wurde dabei gerade in der Zusammenschau deutlich, wie rasant sich die Möglichkeiten der Analytik bei der Untersuchung organischer und anorganischer Funde seit rund 30 Jahren entwickelt haben. Die Bergung bestimmter Funde bedarf heute schon während der Ausgrabung der Beteiligung von Spezialisten aus den historischen Naturwissenschaften und gelegentlich quasi klinischer Bedingungen; diese müssen in solchen Fällen anschließend auch im Archiv geboten werden.

Aus all dem ergibt sich als logische Konsequenz, das archäologische Fundgut so umfassend und so sorgfältig wie möglich aufzubewahren. Damit dieser wissenschaftlich begründete Anspruch nicht ins Uferlose gerät, werden Funde, denen nach kritischer Prüfung keine wissenschaftlichen Aussagen mehr abzugewinnen sind, auch heute noch mit guten Gründen aussortiert und nicht ar-

chiviert. Es sind in erster Linie jene, die nicht aus einem definierbaren Fundzusammenhang stammen (Planck 1996, 38). Für die verantwortlichen Wissenschaftler ist dies schon bei der Ausgrabung eine Aufgabe, die vor dem Hintergrund des Gesagten viel Fingerspitzengefühl erfordert. Ich halte es darüber hinaus für sinnvoll, dass zu gegebener Zeit im Fundarchiv selbst dazu Kriterien erarbeitet werden, damit landesweit nach möglichst einheitlichen Gesichtspunkten verfahren wird, denn Uneinheitlichkeit erschwert in jedem Fall zukünftig die für die Archäologie konstitutiv notwendige Vergleichbarkeit. Dass in Baden-Württemberg die Knochen und die Pflanzenreste nicht nach Rastatt kommen werden, hat seinen Grund darin, dass speziell dafür bereits entsprechende Einrichtungen geschaffen worden sind. Neben den Funden selbst gilt es, auch die vielen Proben, die zu Analysezwecken den Naturwissenschaften zur Verfügung gestellt werden, im zentralen Archiv aufzubewahren. Bekanntlich werden solche Analysen an verschiedensten Labors durchgeführt, die an Universitäten, Forschungsinstituten oder auch Firmen angesiedelt sind. Gerade an Universitäten wechseln immer wieder – und oft mit guten Gründen, weil Grundlagenforschung und nicht routinemäßige Anwendung das Forschungsprinzip ist – die Arbeitsschwerpunkte, so dass ein Proben-Archiv dort u. U. plötzlich keine Interessenten mehr hat. Hielt man in der Keramikforschung vor 20 Jahren noch eine Analyse auf 12 Elemente für ausreichend, so werden heute standardmäßig und mit ausgezeichneten Resultaten auch Spurenelemente berücksichtigt. Damit wird es notwendig, die früher genommenen Proben erneut zu analysieren, denn man kann ja nicht beliebig oft an den z.T. höchst kostbaren Objekten neue Proben nehmen, und sei die Menge noch so klein. Aus der Fürsorgepflicht folgert also, nicht allein die Analysenresultate aufzubewahren, sondern auch bei den herausgegebenen Proben einen Eigentumsanspruch geltend zu machen und die Proben ggf. zurückzufordern.

Eine entscheidende organisatorische Aufgabe kommt auf das Landesdenkmalamt durch die Schaffung des Zentralen Fundarchivs noch zu: Die Grabungsakten selbst, d. h. alle Pläne, Zeichnungen und Beschreibungen zu den Befunden müssen ja in den Ämtern bleiben, denn dort werden sie für die tägliche Arbeit bei der Begutachtung von Flächennutzungsplänen, bei der Fortsetzung erst teilweise ergrabener Fundplätze oder zu Vergleichszwecken stets benötigt. Sie müssen aber im Archiv dann zur Verfügung stehen, wenn dort anhand der Originalfunde Grabungen bearbeitet werden, und gerade dies zu ermöglichen, ist ja eine der Aufgaben, die dem

Fundarchiv zudedacht worden sind. Sicherlich ist vorgesehen, diese Akten dann vorübergehend nach Rastatt zu geben.

Für die Forschung hervorragende Zeiten kommen auf die künftigen Generationen zu, wenn man auf die bisher weithin übliche Situation blickt: Als vor etwa 20 Jahren ein Katalog der merowingischen Funde für das südmainische Hessen erarbeitet worden ist, waren für ein Gebiet, etwa halb so groß wie der Regierungsbezirk Nordbaden, immerhin 21 Sammlungen aufzusuchen! Denkt man an die oben erwähnte gesamteuropäische Verantwortung für die zugrunde liegenden grenzüberschreitenden wissenschaftlichen Ziele, so sind diese Forschungen letztlich nur durch die Schaffung zentraler Fundarchive durchzuführen. Es ist daher zu fordern, dass das baden-württembergische Vorbild möglichst schnell bekannt wird und Schule macht, damit der überregionale systematische Vergleich in der notwendigen Intensität ermöglicht wird. Um Missdeutungen zu vermeiden, sei Folgendes ergänzt: Es geht hier allein um die Aufbewahrung der nicht für Ausstellungen vorgesehenen bzw. geeigneten Funde und deren optimale Betreuung. Regionale und lokale Ausstellungen, wie sie in Bayern seit Jahren systematisch ausgebaut werden, oder wie sie bei vielen Kommunen, in Kreisen und den so wichtigen Freilichtmuseen existieren, sind als Fundament der Öffentlichkeitsarbeit und zum Verständnis für die Archäologie in unserem Land völlig unverzichtbar. Bei entsprechender fachlicher Betreuung wird auch dort, wo durch das Schatzregal die Funde grundsätzlich in Landesbesitz kommen, eine den Anliegen angemessene Regelung zu finden sein!

Spannungen bis hin zu Katastrophen entstehen bei Individuen, in Familien und in allen Gemeinschaften bis hin zu unseren Staatswesen vor allem dann, wenn Anspruch und Wirklichkeit zu weit auseinander klaffen. Eine der vornehmsten politischen Aufgaben ist es daher, zwischen Anspruch und Wirklichkeit den geeigneten Ausgleich zu schaffen. In diesem Sinne möchte ich der Landesregierung von Baden-Württemberg und Ihnen, Herr Minister von Trotha, respektvoll gratulieren: Dem aus dem Denkmalschutzgesetz und dem Schatzregal erwachsenen Anspruch auf die Funde und der Verpflichtung zu sachgerechter Archivierung ist in Ihrem Land in beispielhafter Weise entsprochen worden. Die Gratulation geht auch an das Landesdenkmalamt unter Herrn

Prof. Planck, dem es gelungen ist, parallel zu den Dienststellen der Landesarchäologie zunächst ein Archäologisches Landesmuseum aufzubauen, dem als logische Konsequenz wie auch als krönender Abschluss heute das Zentrale Fundarchiv folgt. „Aller guten Dinge sind drei“ könnte man zitieren; vor dem Hintergrund der musikalischen Umrahmung aber auch feststellen, dass Harmonie ganz wesentlich auf dem Dreiklang beruht. Mögen also die drei Bereiche Archäologische Denkmalpflege – Archäologisches Landesmuseum – Zentrales Fundarchiv trotz unterschiedlicher ministerieller Zuordnung in harmonischer Feinabstimmung, dem heutigen Fanfarenruf entsprechend, stets Gleichschritt halten, angeführt von Ihnen, lieber Herr Planck, dem ich heute als dem Dux Archaeologiae Badeniae Wirtembergiae ebenso wie allen in den drei Bereichen Tätigen die besten Glückwünsche der Kollegenschaft in Deutschland überbringe!

Literatur

- Braun 1992: R. Braun, in: Der Römische Limes in Deutschland. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 1 (Stuttgart 1992) 31.
- Braun 1999: R. Braun, Friedrich Winkelmann (1852–1934). Vom Landwirt zum Limesfachmann. Beiträge zur Eichstätter Geschichte. Sammelblatt 92–93, 1999–2000, 491ff. bes. 502.
- Franz 1993: E. G. Franz, Einführung in die Archivkunde⁴ (Darmstadt). 2.
- Hönes 1998: E.-R. Hönes, Schatzregal im Aufwind. Archäologisches Nachrichtenblatt 3, 1998.
- Krämer 1952: W. Krämer, Bericht der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Tätigkeitsberichte für die Jahre 1944–1951, Museumspflege. Bayerische Vorgeschichtsblätter 18–19, 1951–1952, 145 f.
- Planck 1996: D. Planck, Zur Errichtung des Zentralarchivs für archäologische Funde. Museumsblatt. Mitteilungen aus dem Museumswesen Baden-Württembergs 20, 1996, 38.
- Wamser 1998: L. Wamser, in: Weggefährten über 25 Jahre. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung Beiheft 4 (Kallmünz 1998), 54.

Prof. Dr. Siegmund von Schnurbein
Römisch-Germanische Kommission
Palmengartenstraße 10–12
60325 Frankfurt

Denkmalporträt



... und sonntags auf die Alb Das Stationsgebäude des ehemaligen Honauer Bahnhofs

Bereits 1868 hatte sich in Reutlingen ein Eisenbahnkomitee gebildet, das die Erstellung einer Bahnlinie durch das Echaztal und auf die Alb nach Münsingen forderte, um einen Anschluss dieses industrie- und bevölkerungsreichen Hinterlands an die Oberamtsstadt zu gewährleisten. Nach mehreren Petitionen und ökonomischen Überlegungen erhielt die Linie Reutlingen–Honau–Münsingen gegenüber einem von der konkurrierenden Ermstalbahn-Gesellschaft vorgeschlagenen Alaufstieg über Urach den Vorzug. Nach nur dreivierteljähriger Bauzeit wurde am 2.6.1892 die Teilstrecke Reutlingen–Honau eröffnet, am 1.10.1893 folgte die damals als technische Meisterleistung angesehene Zahnradstrecke von Honau zur Station Lichtenstein. Durch die Eröffnung des Truppenübungsplatzes in Münsingen und den damit einsetzenden Militärtransporten sowie durch den stetig zunehmenden Tourismus gehörte Honau am Ende des 19. Jahrhunderts zu den verkehrsreichsten Orten in Württemberg. Die Eisenbahn wurde dabei so stark frequentiert, dass sonntags oft außerplanmäßige Sonderzüge eingesetzt wurden, um abends zahlreiche Wanderer von Münsingen wieder ins Tal nach Honau zu bringen, das ein beliebter Ausgangspunkt für Ausflüge auf die Alb geworden war.

Das Empfangsgebäude des Bahnhofs Honau ist ein anschauliches Beispiel für die von Regierungsbaumeister Schon entworfenen, „dem Charakter der Gebirgsregion entsprechend in gefälligen und einfachen Formen ausgeführten“ (Oberamtsbeschreibung Reutlingen, 1893) Stationsgebäude dieser Bahnstrecke. Der ganz in Holzbauweise ausgeführte Bau weist im Innern noch die originale Grundrisseaufteilung und Ausstattung aus der Erbauungszeit (z. B. Wandverkleidung im Wartesaal 1. Klasse, Ablagetisch am Schalter, Lambris unter den Fenstern, Stuckvouten) auf. Die Anlehnung an ländliche Bauformen ist neben der Holz- und Schindelverkleidung etwa auch an den Klappläden und Details wie den geschnitzten und gedrechselten Hölzern an den beiden symmetrisch zur Gleisseite ausgerichteten Überdachungen ablesbar. Die ursprüngliche Funktion des Gebäudes ist auch nach der Entfernung des Gleiskörpers 1984 noch erkennbar.

*Iris Fromm-Kaupp M. A.
LDA · Referat Inventarisierung
und Dokumentation
Gartenstraße 79
72074 Tübingen*

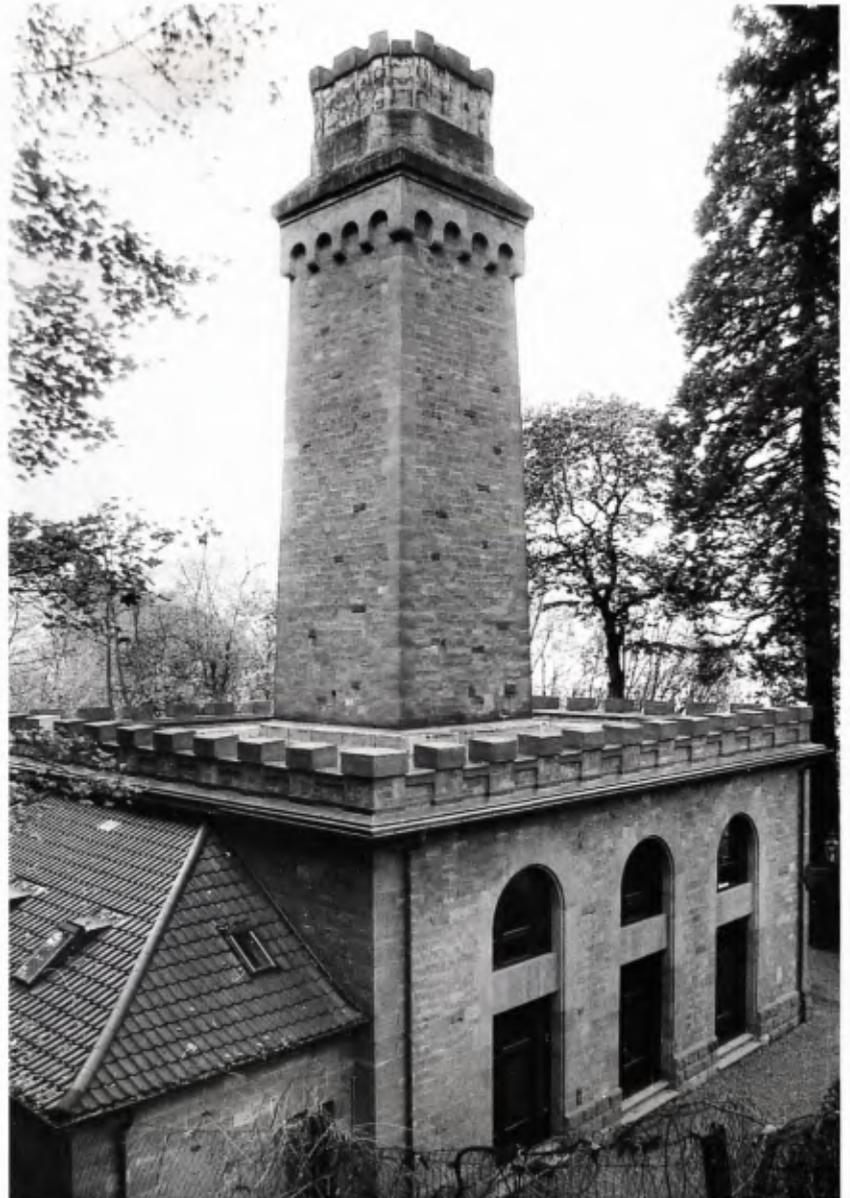
Denkmalporträt

Wer von der Heidelberger Altstadt durch das Klingentor auf den Königsstuhl fährt, sieht, noch vor dem Abzweig zum Heidelberger Schloss, ein „römisches Kastell“ rechts oberhalb am Hang liegen. Über einem zinnenbewehrten Unterbau erhebt sich ein Viereckturm mit „Wehrgang“ über einem Bogenfries, der obere Abschluss wiederum mit Zinnen versehen. Grob behauenes Mauerwerk und die versteckte Lage zwischen den Bäumen verleihen dem Bauwerk den Anschein einer verlassenen Wehranlage vergangener Zeiten, der Viereckturm lässt an ein römisches Kastell denken.

Allerdings waren es nicht die Römer, die hier ein Sperrfort im Klingenteich errichtet haben, sondern die Erbauer des Königsstuhltunnels haben diesen Turm gebaut. Dieser Eisenbahntunnel führte durch den Königsstuhl und unter dem Heidelberger Schloss hindurch in Richtung auf das Neckartal. Er wurde 1909–14 gebaut und wies eine Länge von 1,5 km auf. Etwa auf halber Strecke, am Klingenteich, entstand damals der Entlüftungsturm für den Tunnel – schließlich wurde im Tunnel mit Dampflok gefahren.

Die Anlage am Rande der Altstadt wurde – wie in der Fremdenverkehrsstadt Heidelberg üblich – mit Phantasie und Aufwand als dekorative, male- risch gestalteten Staffage in die Heidelberger Landschaft integriert.

Dr. Claudia Dutzi
LDA · Referat Inventarisierung
und Dokumentation
Durmrsheimer Straße 55
76185 Karlsruhe



Die Römer in Heidelberg
Oder:
Wie entlüftet man einen Tunnel ?

Denkmalporträt



Kiosk mit Klo Das ehemalige Wartehaus der Karlsruher Straßenbahn „Am Entenfang“

Bei dem Gebäude handelt es sich um eine 1955 vom Städtischen Hochbauamt gebaute Wartehalle für die Straßenbahn; im Untergeschoss wurde eine öffentliche Bedürfnisanstalt eingerichtet. Seit 1979 dient der ehemalige Warterraum als Kiosk.

Das Gebäude zeichnet sich sowohl in seiner leicht nierenförmigen Grundrissform wie auch in der Proportionierung mit dem weit vorstehenden Dach und in der Materialwahl mit kleinformatischer Verkachelung als typische Fünfzigerjahre-Architektur aus. Originell ist die Lösung der Dachentwässerung mit Einstellung der Regenrinnen in die eingezogenen Öffnungskanten der Vorderseite. Der Neuordnung des westlichen Stadteingangs von Karlsruhe war eine der wichtigsten verkehrspolitischen Entscheidungen: Nach dem Krieg mussten hier doch die Verkehrsanbindung der Pfalz und die Führung der Verkehrsströme um die Innenstadt herum geregelt werden. Der Straßenbahnbau war als zentraler Faktor in die Überlegungen mit eingebunden.

Die Kriegszerstörung des Stadtteils Mühlburg bedingte eine weitgehende Neubebauung, so dass die Architektur der Fünfzigerjahre hier für das Stadtbild prägend wurde. Die Wartehalle steht „Am Entenfang“ an zentraler Stelle der Neuordnung und Neubebauung des Stadtteils Mühlburg. Mit ihrer zeittypischen Architektursprache und ihrer verkehrstechnischen Funktion ist sie ein wichtiges Zeugnis für die Ortsgeschichte. Darüber hinaus hat sich in Karlsruhe kein Verkehrsbau dieser Zeitstellung erhalten, der in seiner architektonischen und gestalterischen Qualität vergleichbar wäre. Es handelt sich insofern um einen der letzten Zeugen dieser zeittypischen Bauaufgabe.

Dr. Ulrike Plate
LDA · Referat Inventarisierung
und Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Baden-Württembergischer Archäologiepreis 2000

Die Wüstenrot-Stiftung Ludwigsburg (Gemeinschaft der Freunde Deutscher Eigenheimverein e.V.) ist ab dem Jahre 2000 neuer Stifter des Baden-Württembergischen Archäologiepreises.

Für alle an der Landesarchäologie von Baden-Württemberg Interessierte ist es sehr erfreulich, dass die Wüstenrot-Stiftung es ermöglicht hat, den seit knapp 20 Jahren für Württemberg und seit zwei Jahren für das ganze Bundesland alljährlich ausgeschriebenen Archäologiepreis wieder verleihen zu können.

Mit dem Preis ausgezeichnet werden Personen und Institutionen für besondere Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden im Land Baden-Württemberg. Über die Preisvergabe entscheidet eine Jury.

Der Baden-Württembergische Archäologiepreis

wird zukünftig alle zwei Jahre vergeben werden. Er teilt sich in einen Hauptpreis in Höhe von 10.000,- DM und in einen Förderpreis in Höhe von 5.000,- DM.

Der Baden-Württembergische Archäologiepreis wird hiermit für das Jahr 2000 ausgeschrieben.

Vorschläge sind bis zum **15. Juni 2000** einzureichen an den Vorsitzenden der Jury:

Prof. Dr. D. Planck

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Mörikestraße 12, 70 173 Stuttgart

Die Vorschläge müssen eingehend schriftlich und möglichst mit Bildunterlagen begründet werden. Die Preisverleihung wird voraussichtlich im November 2000 im Neuen Schloss in Stuttgart stattfinden.

Ausstellung „75 Jahre Weißenhofsiedlung Stuttgart“ im Jahre 2002

Wir möchten auf das Vorhaben einer Ausstellung zum 75-jährigen Jubiläum der Stuttgarter Weißenhofsiedlung hinweisen. Die Grundlage dieser Ausstellung wird eine Wanderausstellung des Institutes für Auslandsbeziehungen „Die Weißenhofsiedlung, Stuttgart 1927“ sein, die seit 1992 mit großem Erfolg in vielen Städten des Auslandes gezeigt wurde, in Stuttgart aber bis dahin nicht zu sehen war. Diese Ausstellung, die als Wanderausstellung aus Reproduktionen von Plänen und Fotos, Modellen und Möbeln, welche 1927 in der Weißenhofsiedlung zu sehen waren und nun wieder im Handel erhältlich sind, besteht, soll mit Originalen angereichert werden, die wir von Leihgebern von überall her zu erhalten hoffen.

Daneben wollen wir nicht versäumen, die Leser des Nachrichtenblattes zu befragen, ob sie von Gegenständen, Fotos, Büchern aus der Weißenhofsiedlung wissen und sich vorstellen könnten, diese für die Ausstellung und später vielleicht für ein Weißenhof-Museum zur Verfügung zu stellen. Oft ist es ja so, dass man in der Familie weiß,

ob ein Stück eine besondere Geschichte hat, ob irgendwo noch Informationen schlummern, die – vielleicht sogar noch von Zeitzeugen – erreicht werden könnten. Im Prinzip ist alles interessant, was die „Werkbund-Ausstellung DIE WOHNUNG 1927“, deren Herzstück die Weißenhofsiedlung war, betrifft; auch schriftliche Erinnerungen, Tagebuchauszüge usw.

Ansprechpartnerin wird Prof. Karin Kirsch sein, die Kuratorin der Ausstellung 2002. Sie arbeitet eng mit dem Landesdenkmalamt, dem Stadtarchiv Stuttgart, dem Württembergischen Landesmuseum und vielen anderen öffentlichen Stellen zusammen und wird die angemessenen Verbindungen herstellen.

Prof. Karin Kirsch

Ibisweg 17

70378 Stuttgart

Tel. 0711/53 35 11

kirsch.fbi@fht-stuttgart.de

Personalia

Dr. Britta Rabold

Referatsleiterin der Archäologischen Denkmalpflege, Außenstelle Karlsruhe

Britta Rabold wurde 1956 in Trier geboren, wo sie bis zum Abitur im Jahr 1975 lebte. Ihre Vorlieben galten den Naturwissenschaften, besonders der Chemie und Mathematik. Darüber hinaus interessierte sie sich für Geschichte und Archäologie, wohl maßgeblich durch ihre Heimatstadt mit reichhaltigen archäologischen Zeugnissen inspiriert. Sie entschied sich für das Studium der Klassischen Archäologie, Alten Geschichte, Vor- und Frühgeschichte, Christlichen Archäologie und Ägyptologie an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. 1979 wechselte sie an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg mit Schwerpunkt Provinzialrömische Archäologie. Dort promovierte sie 1986 über die römische Peristylvilla von Bad Kreuznach. Dabei bildete das nördlich der Alpen singuläre Oceanus-Mosaik den Schwerpunkt mit seinen aufschlussreichen Darstellungen aus den Bereichen Architektur, Schifffahrt und Handel.

Ein Jahr später begann sie ihre Tätigkeit bei der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Stuttgart. Wissenschaftliche Qualifikation und Ausgrabungserfahrung konnte sie bei mehreren Großgrabungen römischer Zeitstellung im Heidenheimer Stadtgebiet unter Beweis stellen. 1990 erfolgte die Festeinstellung als Referentin. Hier gewann sie Einblicke in alle Bereiche der Archäologischen Denkmalpflege. Zu den Hauptaufgaben gehörten Koordinierung und Planung beim Aufbau des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz und des Zentralen Fundarchivs in Rastatt.

Anfang 1995 wechselte sie als Gebietskonservatorin an die Außenstelle in Karlsruhe und war zuständig für den Enzkreis, die Landkreise Calw, Rastatt, Freudenstadt und den Stadtkreis Pforzheim; ab 1998 kamen der Stadtkreis Baden-Baden und vor allem die archäologische Betreuung Ladenburgs hinzu, das zu den Grabungs- und Forschungsschwerpunkten der Archäologischen Denkmalpflege zählt. Weitere wichtige Ausgrabungen fanden darüber hinaus in Walldorf, Oberderdingen-FleHINGEN, Enzberg, Calw-Stammheim, Ettlingen und Horb-Altheim statt. Seit 1995 betreut sie als Vertreterin des Landesdenkmalamtes das Projekt „Deutsche Limesstraße“, der mit 700 km längsten historischen Touristikstraße in Deutschland. Diese Limes-Straße begleitet den gesamten obergermanisch-räti-

schen Limes von Rheinbrohl/Bad Hönningen am Rhein bis Regensburg an der Donau. 1996 übernahm sie die Geschäftsführung des Förderkreises „Archäologie in Baden e.V.“, der heute über 1600 Mitglieder zählt.

Während ihrer gesamten Tätigkeit in der praktischen Denkmalpflege legte sie stets großen Wert auf Sonderausstellungen, um die Ergebnisse aktueller Grabungen und Forschungen einem breiten Publikum verständlich zu machen.

Zum 1. Dezember 1999 wurde sie als Leiterin des Referates 22, Archäologische Denkmalpflege Karlsruhe, bestellt. Die Arbeitsschwerpunkte liegen derzeit und längerfristig einerseits im Bereich römischer Städte und Siedlungen, allen voran Ladenburg und Baden-Baden. Gleichermäßen gilt den ländlichen Ansiedlungen und damit verbundenen wirtschaftlichen Aspekten, wie im Fall des römischen Gutshofes bei Enzberg, große Aufmerksamkeit.

Akuter Handlungsbedarf besteht im Bereich der archäologischen Denkmäler vorgeschichtlicher Zeitstellung. So ist es mittelfristig ein großes Anliegen, vermehrt gefährdete vorgeschichtliche Denkmäler möglichst umfassend aufzunehmen und auszuwerten.

Dr. Johannes Wilhelm

Referatsleiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege, Leiter der Außenstelle Karlsruhe

Im Mai 1999 übernahm Dr. Johannes Wilhelm die Leitung des Referats der Bau- und Kunstdenkmalpflege für den Regierungsbezirk Karlsruhe in Nachfolge von Prof. Dr. Eckart Hannmann, der im Februar 1999 die Leitung des Denkmalschutzamtes der Freien und Hansestadt Hamburg übernommen hatte.

Geboren 1952 in Augsburg, wo er auch das Gymnasium absolvierte, studierte Johannes Wilhelm nach dem Abitur 1973 Mittlere und Neuere Kunstgeschichte, Byzantinische Kunstgeschichte und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Mit der Dissertation „Augsburger Wandmalerei 1368–1530. Künstler, Handwerker und Zunft“ schloss er das Studium um 1980 ab.

Ab Januar 1981 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Inventarisierung des Landesdenkmalamtes, Außenstelle Tübingen, im Gebiet des Alb-Donau-Kreises. Im September 1985 wechselte er zur Bau- und Kunstdenkmalpflege der Dienststelle Stuttgart, wo er den Kreis Böblingen sowie Teile des Landkreises Esslingen betreute.

Im Februar 1988 wechselte er als Konservator der Bau- und Kunstdenkmalpflege an die Außenstel-



Dr. Britta Rabold



Dr. Johannes Wilhelm

le Karlsruhe. Neben dem Landkreis Calw, für den er bis 1998 zuständig war, bearbeitete er auch Teile des Neckar-Odenwald-Kreises sowie des Landkreises Karlsruhe. Seit Januar 1999 ist er für den Stadtkreis Karlsruhe zuständig.

Neben der Arbeit in der praktischen Denkmalpflege wirkte er als Autor an der Kreisbeschreibung des Alb-Donau-Kreises des Staatsarchivs Ludwigsburg und an dem Dehioband Nordwürttemberg/Nordbaden mit. Seit 1987 Mitglied des Redaktionsausschusses des Nachrichtenblattes, publizierte er mehrere aktuelle Fälle in dieser Zeitschrift. Anlässlich der Jubiläen der Klöster Blaubeyren 1985, Hirsau 1991 und Maulbronn 1997 verfasste er Beiträge in den Festschriften und trug auch zu den Arbeiten für das Kolloquium zum Jubiläum des Klosters Alpirsbach 1995 bei, wobei nicht von ungefähr unter anderem ein besonderer Wert auf die Erfassung und Renovierungsgeschichte der Wandmalerei gelegt wurde.

Den Schwerpunkt seiner Arbeit sieht er darin, dem Bauherren die Einsicht in die Wertigkeit und Bedeutung seines Baudenkmals zu geben, um die Akzeptanz denkmalpflegerischer Bemühungen zu erreichen. Beratung und Begleitung der Betroffenen im denkmalpflegerischen Verfahren sieht er daher vorrangig vor dem regulierenden Eingreifen. Die praktische Umsetzung der Maßnahmen sieht er gleichwertig der wissenschaftlichen Aufarbeitung und Weitergabe durch die Publikation, auch wenn durch die derzeitige Arbeitslage in der Bau- und Kunstdenkmalpflege hier zwangsläufig ein Defizit zu verzeichnen ist.

Am 1. Januar 2000 wurde Johannes Wilhelm die Leitung der Außenstelle Karlsruhe übertragen.

Buchbesprechung

Michael Ruhland

Schulhausbauten im Großherzogtum Baden 1806–1918.

Verlag Renate Miller-Gruber, Augsburg 1999, zugl. Freiburg i.Br., Univ.-Diss. 1987. 504 Seiten, 379 Abbildungen, 24 x 17 cm, DM 79.– ISBN 3-9802613-3-6.

Über den heute eher kritischen Blick auf den preußischen Wilhelminismus, die Enge und Pedanterie der Höheren Schule und den Oberlehrer-Nationalismus, die Beschränkungen und die autoritäre Untertanenerziehung der Volksschulen vergisst man leicht das Gegenbild: Modernität, Fortschreiten und Reform. Denn schon in den Jahrzehnten zuvor kündigen sich auch die soziale Öffnung der höheren Schulen und die begin-

nende Gleichberechtigung der Mädchen an, der Ausbau der differenzierten und modernisierten Volksschule, sowie die Begründung der Berufsschule. Der wilhelminisch-preußisch geprägte Staat war nicht so vertrocknet, wie er heute erscheint.

In seiner Dissertation zeigt Michael Ruhland, dass auch der Schulhausbau selbst Spiegelbild stetiger Erneuerung war. Konzentriert auf die Bautätigkeit im Großherzogtum Baden untersucht der Autor neben der formalen Entwicklung des Schulhauses auch die Emanzipation einer Bauaufgabe, deren rasch fortschreitende Autonomisierung im Alten Reich nicht denkbar gewesen wäre. Dieser dynamische Prozess wird in seinen Abhängigkeiten transparent, er zeigt die überlieferten Bauformen in einem spannungsvollen Kräftefeld dramatisch steigender Schülerzahlen, wechselnder Erziehungs- und Schulkonzepte, häufig wechselnder Architekturstile und dem stetig zunehmenden Repräsentationsbedürfnis von Architekten und Bauherren in städtebaulichem Rahmen.

Nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1803 bemühte sich der badische Staat zunächst um allgemeinere Qualitäten des Schulbaus, wie Gesundheit, Durchlüftung, Übersichtlichkeit und Belichtung. Amüsant liest sich dabei die Forderung nach verstärkten Eingangstüren, damit Schüler nicht während der Schulzeit entlaufen, „aufgebrachte Eltern die Schule nicht während der Schulzeit“ überfielen und die Jugend gegen „wüthende Hunde, gen Narren und allerley Unfälle gesichert“ sei. Zwar wurden schon 1815 kostenfreie Musterpläne für ärmere Gemeinden bereitgestellt, aber erst 1869 erschien eine für das ganze Land Baden verbindliche Schulbauverordnung. Die Schulen waren bis dahin bescheidene Gebäude mit Lehrerwohnungen, erst nach der Reichsgründung entstanden anspruchsvollere, architektonisch neuartige Gebäude. Wie ein Musterplan zeigt, konnte die strenge Anforderung, dass Klassenzimmer stets von links zu beleuchten seien, bei kleinen und streng symmetrischen Schulhäusern zu fensterlosen Straßenfassaden führen. Sehr fruchtbar erscheint hier die These, dass hierin bereits der Keim eines asymmetrischen Entwerfens gelegen habe, welches den komplexen Anforderungen an Lichtführung, Hygiene und vor allem im Hinblick auf spätere Ausbau- und Erweiterungsfähigkeit besser entgegenkommen sollte. Asymmetrische Grundrisse werden in Baden erstmals 1901 mit dem Weinheimer Realprogymnasium des Frankfurter Architekten Heinrich Theodor Schmidt eingeführt, in enger Anlehnung an Berliner und Münchener Vorbilder.

Durch das rasante Bevölkerungswachstum platz-

ten die badischen Stadtschulen bald aus allen Nähten. Die zum Ende des Jahrhunderts deshalb immer größer werdenden Schulneubauten werden von den Kommunen früh als Möglichkeit erkannt, den neuen Vorstädten ein städtebauliches Gesicht zu verleihen. Neben bemerkenswerten Ergebnissen waren aber auch lieblos gestaltete „Schulkasernen“ das Resultat, die in Grund- und Aufriss Krankenhäusern und Kasernen frappierend ähnelten und tatsächlich auch wechselweise genutzt wurden.

Zu Beginn des bürgerlichen Jahrhunderts waren Schulhausneubauten städtebaulich gesichtslos, ihre Fassaden nur schwerlich als Schulhäuser zu erkennen, auch die Wahl des Baustils blieb vom Schultyp unabhängig. Bis Ende der 1880er Jahre herrschten in der badischen Schulhausarchitektur ausschließlich Fassaden im Stilgewand der italienischen Renaissance oder des Klassizismus vor. Gottfried Semper's bahnbrechendes Gebäude der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich aus den 1860er Jahren, vor allem seine dort angewandte Fassadengliederung, trug wesentlich zur Bildung einer architektonischen Rhetorik des Schulbaus bei. Die „Deutsche Renaissance“, 1873 durch das gleichnamige Werk des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke ins Zentrum des Interesses gerückt, fand im badischen Schulhausbau erst 1894 in Josef Durms Heidelberger Gymnasium späte Rezeption. Schon vorher hatte sich der einst ungeliebte Barockstil, wesentlich angestoßen durch die Schriften Cornelius Gurlitts, wieder einer zunehmenden Beliebtheit erfreut. Die Übergänge von einer Stilstufe zur anderen waren im Schulbauwesen jedoch fließend und nicht immer klar abzugrenzen. Gleichzeitig kam das „malerische Bauen“ in Mode, auch hier standen Münchener Schulen mit ihren mächtigen Türmen Modell, die an mittelalterliche Rathäuser oder Stadttürme erinnern sollten. Großen Einfluss gewann hier die Stuttgarter Architekturschule um Theodor Fischer, deren geschicktes Organisationsprinzip großer, jedoch weitgehend schmuckloser Baumassen erstmals 1907 in der Oberrealschule von Baden-Baden Anwendung fand.

Ein erstes badisches Schulhaus mit umfassendem Bildprogramm wurde bereits 1866 von Friedrich Theodor Fischer am Freiburger Lyzeum verwirklicht. Der Architekt hatte hier Kunstwerke von hoher Qualität gefordert, um die Schüler an das Beste zu gewöhnen. Bis zur Jahrhundertwende orientierten sich die Schulhäuser am fest gefügten ikonographischen Apparat von Museums- oder Bibliotheksbauten, der den Lehranstalten zwar angepasst wurde, im Grunde aber austauschbar war. Von einem Eingehen auf kindliches Verständnis wie bereits in Amerika, Frank-

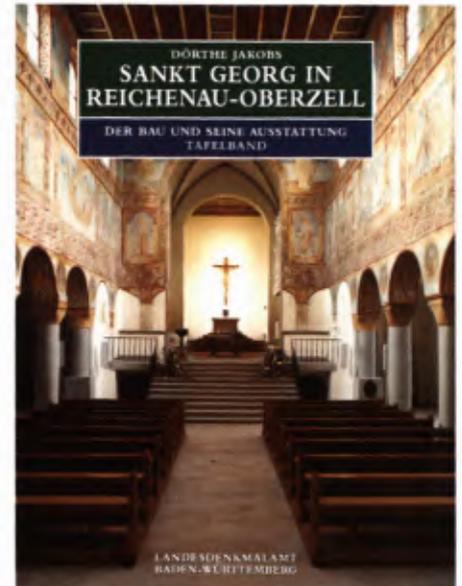
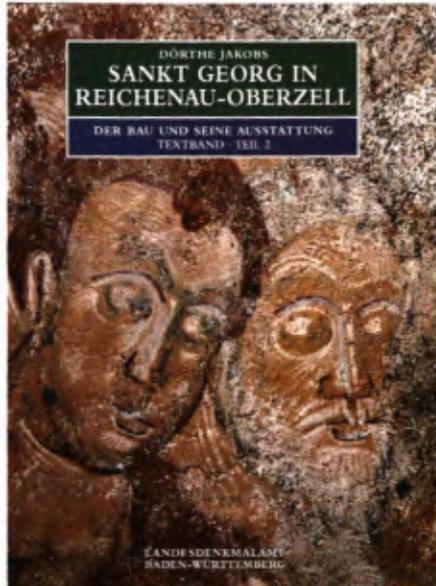
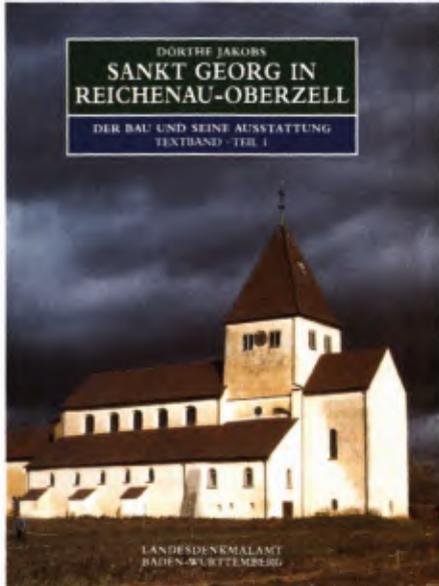
reich und England konnte keine Rede sein. Erst im ideellen Sog der Kunsterziehungsbewegung änderte sich hier etwas, eine Entwicklung, die der Karlsruher Künstlerbund für seine Mitglieder mit Geschick zu nutzen verstand, indem man farbige Kunstblätter für Klassenzimmer herstellte. Seit der Jahrhundertwende wurden immer mehr Tiere und Blumen als malerischer oder plastischer Schmuck in die Schulhäuser gebracht. Innen sorgten nun Motive des Kleinen und des Niedlichen für eine kindgerechtere Atmosphäre, dazu trugen auch bauplastische Lehrerkarikaturen bei. Ruhlands große Studie zum Schulhausbau im badischen Großherzogtum besticht durch ihre schlüssig aufgebaute und präzise Darstellung. Die opulente Ausstattung des Buches mit annähernd vierhundert Abbildungen und seine gute Lesbarkeit machen die Lektüre zu einem Bildungsvergnügen. Das umfangreich dokumentierte Werk ist nicht nur ein bedeutender Beitrag zu einer bundesweit noch zu schreibenden Architekturgeschichte des Schulbaus, sein wertvoller Katalogteil und der angefügte Künstler- und Gebäudeindex lassen es dabei zu einem unentbehrlichen Handbuch werden.

Clemens Kieser

Abbildungsnachweis

R. Hajdu, Stuttgart: Titelbild;
 J. Banck-Burgess: 47 Abb. 4;
 Karl G. Geiger, Stuttgart: 5;
 K. Kirsch, Stuttgart: 77;
 U. Knapp, Hildesheim: 54 Abb. 8;
 B. Siegelin, Herdswangen: 50–54 Abb. 7, 55–59;
 Foto privat: 78;
 Stadtarchiv Ravensburg: 52;
 Stadtverwaltung Offenburg: 4;
 Zentrales Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums, Rastatt: 63–66;
 LDA, Freiburg: 8 Abb. 10, 42–44, 46, 48;
 LDA, Hemmenhofen: 10–18;
 LDA, Karlsruhe: 8 Abb. 9, 75, 76;
 LDA, Stuttgart: 3, 6, 7, 9 Abb. 12, 26–31, 32–38, 45, 47 Abb. 5, 60, 61;
 LDA, Tübingen: 9 Abb. 11, 20–24, 74.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



Dörthe Jakobs

Sankt Georg in Reichenau-Oberzell.

Der Bau und seine Ausstattung

Bestand – Veränderungen – Restaurierungsgeschichte

Mit Beiträgen von Martin Dendler, Harald Drös und Markus Maisel.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Band 9. Konrad-Theiss-Verlag, Stuttgart 1999.

3 Bände, zusammen 952 Seiten mit 1080 überwiegend farbigen Abbildungen und 202 Tafeln, Leinen mit Schutzumschlag, im Schubser. Subskriptionspreis bis 30.6.2000: 348.– DM, danach 398.– DM. ISBN 3-8062-1462-X.

St. Georg auf der Insel Reichenau (im Landkreis Konstanz) ist ein Kulturdenkmal von besonderer, nationaler Bedeutung, dessen Ruhm der einzigartige, in einem frühmittelalterlichen Baubestand erhaltene Wandmalereizyklus mit Wunderszenen aus dem Leben Christi begründet hat.

Eine von 1982–1990 dauernde und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg geleitete Restaurierung, die alle Raumteile der Kirche und die Wandmalereien verschiedener Entstehungszeiten einbezog, ermöglichte umfangreiche und in ihrer Methodik damals wegweisende Untersuchungen.

Die Verzahnung der Ergebnisse aus unterschiedlichsten Forschungsbereichen bis hin zu naturwissenschaftlichen Analysen bietet erstmals einen ganzheitlichen Blick auf die über 1100-jährige Geschichte der Kirche mit ihrer Ausstattung. Vor dem Hintergrund der Untersuchungsergebnisse zur Bau- und Ausstattungsgeschichte erfahren die Quellen eine neue Auswertung. Demnach kann St. Georg als eine Gründung des Reichenauer Abtes Hatto (888–913) angesehen werden, der 891 darüber hinaus den Mainzer Bischofsstuhl bestieg. Hatto gehörte zu den bedeutendsten Kirchenfürsten im ostfränkischen Reich. Die historischen Hintergründe zum Weidedatum von St. Georg (18. November) lassen auf seine wohl kalkulierte Festigung politischer Konstellationen zwischen dem Erzbistum Mainz und dem Reichskloster Reichenau schließen.

Nach den dendrochronologischen Datierungen und der Bewertung der Ergebnisse zur Bauanalyse im Kontext der Quellen wird Hatto die im Jahr 896 in Rom erhaltene Georgsreliquie vermutlich noch im gleichen Jahr – spätestens jedoch 899 in seiner neu erbauten Kirche niedergelegt haben. Nach neueren Erkenntnissen ist die bisher umstrittene Krypta von St. Georg nicht aus dem Baugeschehen der ersten Bauperiode auszuklammern, sondern muss als gleichzeitig mit dem heute noch weitgehend erhaltenen frühmittelalterlichen Baubestand angesehen werden.

Umfassende Untersuchungen zur Maltechnik der berühmten Wandmalereien im Mittelschiff sowie zu den Ausmalungen in der Krypta und der Michaelskapelle ermöglichen heute, präzisere Auskunft sowohl über ihre Entstehung, als auch über ihr Schicksal im Laufe der Jahrhunderte zu geben. Die Anhaltspunkte für eine vom Baugeschehen unabhängige, spätere Entstehung des Mittelschiffzyklus sind so dicht, dass man sich unter Berücksichtigung stilistischer Vergleiche mit der Reichenauer Buchmalerei der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts einer Spätdatierung heute nicht mehr entziehen kann.

Auch die bisher vernachlässigte spät- und nachmittelalterliche Geschichte von St. Georg erscheint nun in einem differenzierten Licht, da die Autorin die aus der letzten Restaurierung gewonnenen Erkenntnisse zur Befundsituation mit den überlieferten Archivalien verknüpft und anschaulich die Bauveränderungen und damit einhergehende Um- und Neugestaltungen vor Augen führt. Die Spurensicherung zeigt das Bild einer Kirche, die ungebrochen in allen Zeiten genutzt und dem jeweiligen Zeitgeschmack angeglichen wurde. Neben baulichen Veränderungen treten hier Ausmalungen der verschiedenen Epochen, die in der Barockisierung des Innenraums und der Neugestaltung der Westapsis gipfelten.

Ende des 19. Jahrhunderts nahm dann die Geschichte der Restaurierungen mit der Entdeckung und Freilegung des Wandmalereizyklus im Mittelschiff ihren Anfang. Auch hier öffnet sich aus der Befundsituation und der Auswertung der Kirchen- und Handwerkerrechnungen ein reich

dokumentiertes Kapitel in der Vergangenheit von St. Georg.

Ein eigener Teil der Veröffentlichung ist der Untersuchung und Dokumentation der in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts durchgeführten Restaurierung gewidmet, die Maßstäbe für die Denkmalpflege und Restaurierung gesetzt hat. Hier werden die für das Objekt in Konzeption und Durchführung hoch angesetzten und richtungsweisenden Ansprüche erkennbar. Die methodischen Grundlagen der Restaurierung lassen sich beispielhaft über die Einblicke in die vorliegende Bestandsdokumentation nachvollziehen. Wie viele Mosaiksteine zu sammeln waren, um zu den Ergebnissen hinsichtlich der Bau- und Ausstattungsgeschichte zu gelangen, zeigen die verschiedensten Untersuchungsverfahren. Grundlegende Erkenntnisse zum Bauverlauf ergaben sich aus den Analysen und mikroskopischen Untersuchungen der Mörtel.

Die differenzierten maltechnischen Analysen bis hin zur Pigment- und Bindemittelbestimmung mit Darstellung der Schichtensituation in Mikroschliffen tragen wesentlich zum Verständnis der Maltechnik mittelalterlicher Wandmalereien bei. Darüber hinaus zeigen UV-Fluoreszenzaufnahmen, in welchem Maße zerstörte Binnenzeichnungen wieder sichtbar gemacht werden können. Die Einblicke in die Untersuchungsmethodik werden durch die Zusammenfassung zu den Restaurierungsmaßnahmen abgerundet.

Der komplexe Tafelband umfasst neben dem umfangreichen historischen und neuzeitlichen Plan- und Abbildungsmaterial und einer neuen Bauaufnahme durch die Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes einen Katalogteil mit den Texttranskriptionen wichtiger Archivalien zur Baugeschichte von St. Georg, auch verschiedene Beiträge zur messtechnischen Bestandsdokumentation (Martin Dendler), zum Inventar der beweglichen Ausstattung (Markus Maisel) und zu den erhaltenen Grabplatten in der Vorhalle von St. Georg (Harald Drös).

Die überaus qualitätvolle Buchgestaltung mit den hervorragenden Abbildungen im Text- und Tafelband machen diese Publikation zu einem unentbehrlichen Begleiter für Fachleute ebenso wie für die Freunde der Kirche St. Georg.

BEZUG DURCH DEN BUCHHANDEL

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70 178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70 178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78 343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76 185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76 133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76 185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79 102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79 098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79 117 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79
72 074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72 070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-201